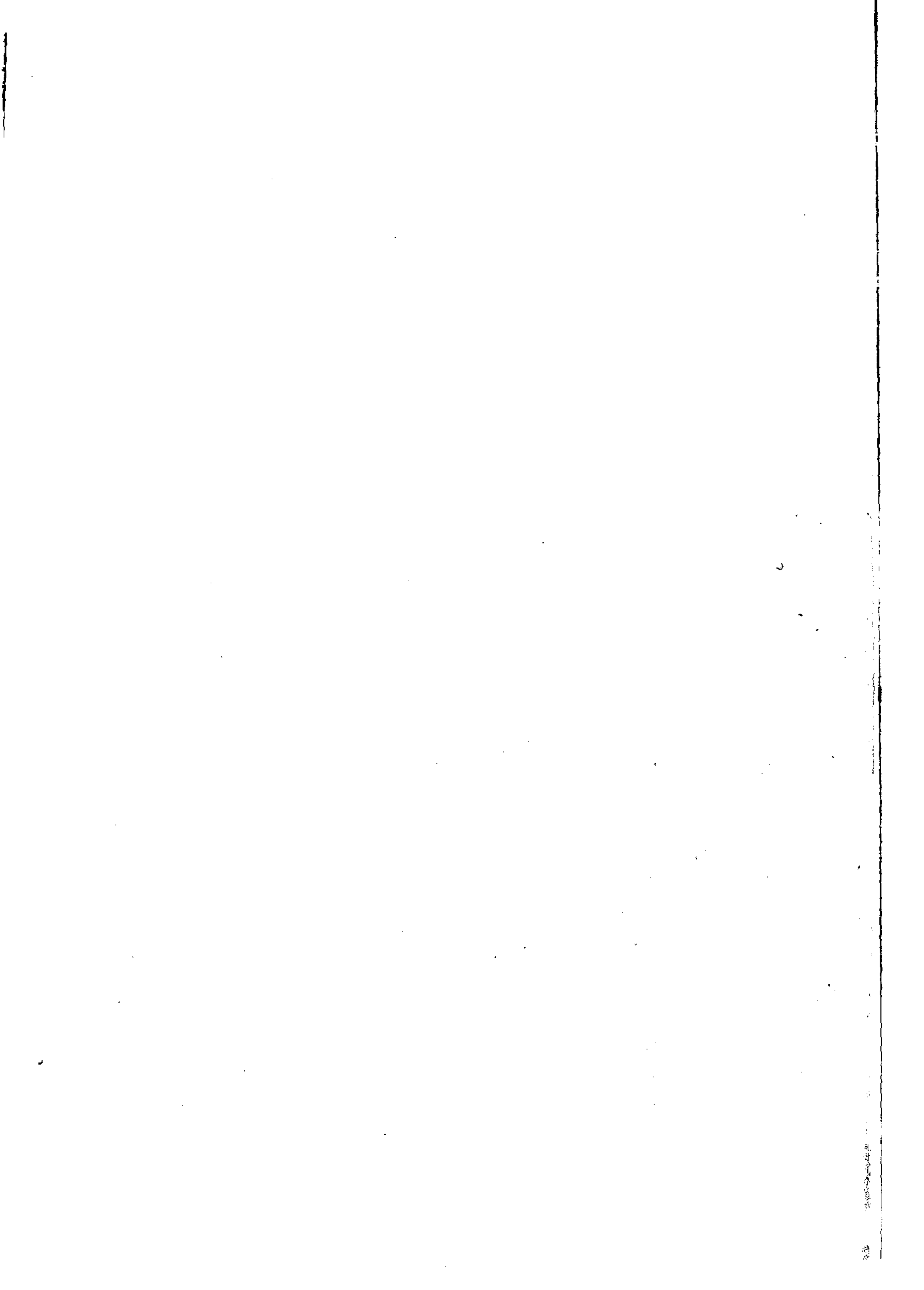


Vorbemerkung.

Nachdem ich in der kleinen Schrift „Die Homöopathie, Urteil eines Physiologen und Naturforschers“, Stuttgart 1888 im Selbstverlag, dargelegt habe, dass die Homöopathie in vollem Einklang mit den exakten Wissenschaften, nämlich der Physik und Physiologie, sich befindet, habe ich mir im folgenden die Aufgabe gestellt, darzuthun, dass diejenige Grundlage der Homöopathie, welche ihr die meisten absprechenden Urteile zugezogen hat, nämlich ihre Potenzierungs- bezw. Verdünnungslehre, sich in völliger Übereinstimmung mit dem befindet, was uns die tägliche Erfahrung lehrt, was der gesunde Menschenverstand ohne Zuhilfenahme irgend einer Wissenschaft sagt und jeder Laie erfährt und begreift.

Das, um was es sich hier handelt, sind die zwei im Menschenleben alltäglichen Begriffe „rein“ und „fein“, anders gesagt zwei Eigenschaften, die wir einstimmig, seit es denkende Menschen giebt, von allem verlangen, was zu unserem Körper in Beziehung tritt und zu unseren materiellen Lebensbedingungen gehört.

Von der Luft, die wir atmen, von dem Wasser, das wir trinken oder zum Waschen gebrauchen, von der Kleidung, die wir tragen, von den Räumen, die wir bewohnen, von den Menschen, mit denen wir umgehen, von den Büchern, die wir lesen, von den Geräten, mit denen wir hantieren, kurz von allem und allem verlangen wir **Reinheit** und haben auch ein mehr oder weniger starkes Gefühl dabei, dass das im Interesse unseres Wohlbefindens liegt, also nicht bloss eine Forderung des Schönheitsgefühls ist; und das Gegenteil von Reinheit, die Unreinheit, den Schmutz hält jeder Denkende nicht bloss für unschön, sondern für ungesund. Aber was ist Reinheit? inwiefern kann Reinheit einen das Leben fördernden Einfluss haben? Darüber denken wir gar nicht nach und — kein Buch, kein Katheder spricht davon, man nimmt es als etwas ganz Selbstverständliches hin, hat man ja doch ein Wort für die Sache und das ist für unsere der Natur entfremdeten Kulturmenschen genug.

Genau so ist es mit der **„Feinheit“**. Der Arme kann sie allerdings nicht verlangen, allein, wenn er einmal etwas „Feines“

erwischen kann, so schliesst er sich sofort dem Urteil des besser Gestellten an, der das „Feine“ für besser, wohlbekömmlicher, zuträglicher erklärt als das „Rohe, Grobe, Derbe, Unfeine“ und es ganz besonders von allem verlangt, was durch den Mund eingeht: die feine Küche, das feine Essen, den feinen Braten, den feinen Salat, das feine Brot, den feinen Wein, das feine Bier, die feine Cigarre zieht jedermann, Arm und Reich, wenn auch nicht mit dem gleichen Grade von Würdigung, dem Groben, Ordinären in Speise und Trank vor und eigentümlich: selbst von der schwersten Cigarre, von der nahrhaftesten Speise, von den stärksten Schnäpsen verlangen wir das sonderbare Ding „Feinheit“, und was das ist, darüber befragen wir die Menschen, die Bücher, selbst die gelehrtesten wieder vergeblich. Ja selbst den, der das „Feine“ wirklich macht, den feinen Koch, den Erzeuger der feinsten Weine, Schnäpse, Cigarren etc. fragen wir vergeblich; er weiss, wie man's macht, dass es „fein“ wird, allein was es ist, weiss er nicht und gesteht, nie darüber nachgedacht zu haben.

Es geht mit zwei anderen, ebenso geläufigen, ebenso praktisch wichtigen auf das Gebiet der Lebenslehre sich beziehenden Worten, nämlich „Übung“, „Gewohnheit“, ganz genau ebenso. Jeder Mensch verlangt sie, kennt ihre Wirkung, weiss, wie man es macht, dass man Übung erlangt, weiss, wie eine Gewohnheit entsteht, welche Folgen sie hat, aber wenn man fragt, was ist das? welche physiologischen Veränderungen der Beschaffenheit des Lebewesens gehen dabei vor, welche physikalischen Veränderungen, welche chemischen? so geben weder Menschen noch Bücher darauf eine Antwort. Und noch zwei Worte gehören hieher: Abhärtung, Verweichlichung. Welches konfuse Zeug über das Wesen dieser zweierlei Vorgänge bezw. Zustände selbst in den Köpfen der Fachleute, von denen man glauben sollte, dass sie es verstehen müssten, hat der Verfasser dieser Zeilen im ausgedehntesten Masse anhören und lesen müssen, als er es unternahm, die Einsicht, die er durch eigene Studien in das Wesen dieser Vorgänge gewann, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Angesichts dieser höchst sonderbaren Erscheinung, dass über solche lebenswichtige Vorgänge und Bedürfnisse, deren Namen alle Welt im Munde führt, die praktisch überall geübt und verlangt werden, die sogenannte „Wissenschaft“ so tiefes Stillschweigen beobachtet, gar keinen Anlauf nimmt, sie der genauen Prüfung durch den Versuch, ja auch nur einer näheren Besichtigung durch

den gesunden Menschenverstand zu unterwerfen, darf man billig fragen: woher kommt das, wie ist das möglich?

Das eigentliche „Wissen“ d. h. das Eindringen in das „Wesen“ einer Sache, sollte man meinen, sei ein allgemeines Bedürfnis jedes geistig halbwegs entwickelten, namentlich jedes durch die Schule gegangenen Menschen, und doch ist gerade das Gegenteil der Fall: Bei den geschulten Menschen ist es vielmehr die Regel, dass sie sich völlig begnügen, wenn sie das Äusserliche einer Sache oder eines Vorgangs, den Augenschein, das Formale oder gar nur das leere Wort erfasst haben, während der Naturmensch, der Wilde, der Zigeuner, ja, was verrückt klingt, noch mehr das freilebende Tier nicht bloss weit tiefer in das „Wesen“ einer Sache eindringen, sondern auch mehr Bedürfnis und Sinn hiefür haben. Dass das so ist, lehrt ein einziges Beispiel:

Wenn ein „geschulter“ Mensch Botanik treibt, so begnügt er sich, mit sehr wenig Ausnahmen, vollständig mit dem „Augenschein“; wenn er Form, Farbe, Zahl, Stellung der Teile kennt und die Namen von allem weiss, wenn er vollends den mikroskopischen Augenschein von allem kennt, hält er sich für einen vollendeten Botaniker, und trotzdem: vom „Wesen“ der Pflanze weiss er nichts, und wenn man den ihm allein bekannten „Augenschein“ zerstört, dann steht er hilflos vor der Pflanze, er erkennt sie nicht mehr und wenn er sie nicht mehr sieht, dann findet er sie auch nicht. Da befindet sich denn das Tier doch hoch über dem Menschen: es beurteilt in erster Linie das „Wesen“ d. h. die spezifische wesentlichste Substanz der Pflanze, das „Wesen“, welches noch dem kleinsten Teilchen derselben, selbst dem, das gar keine Form mehr hat, z. B. dem Saft derselben, anhängt und es jederzeit mit Sicherheit als zu der betreffenden Pflanze gehörig oder von ihr stammend kennzeichnet und was das Tier in den Stand setzt, die Pflanze auch bei Nacht und aus der Ferne und nach der Spur zu finden. Das Tier erfasst nicht bloss dieses „Wesen“, sondern auch die „wesentlichste“, praktisch wichtigste Beziehung dieses Wesens, nämlich die zu seinem „Ich“, zu seinem eigenen „Wesen“ d. h. ob die Pflanze geniessbar, zuträglich, heilsam oder ungeniessbar, unbekömmlich, giftig ist.

Ich bestreite nicht, dass der Mensch eben jene formalen und idealen Bedürfnisse hat und dass die Schule dem entsprechen muss, aber der Mensch vergisst, dass sein Leben der Natur, also z. B. einer Pflanze gegenüber ebenso reale Bedürfnisse besitzt, wie das Tier, und dass er sich nicht dadurch über das Tier erhebt, dass

er bloss die ideale Seite der Naturerkenntnis entwickelt und die reale vernachlässigt, sondern dadurch, dass er das eine thut und das andere nicht lässt.

Es ist hier nicht Ort und Absicht, positive Vorschläge über das Naturstudium als wesentlichen Teil der Menschenerziehung zu machen, aber um dem Vorwurf zu begegnen, „Tadeln sei keine Kunst, Parole sei Bessermachen“, nur ein paar Andeutungen.

I. Grundsatz des Naturstudiums und zwar oberster: die Natur ist eine Einheit, so bunt sie aussieht, und jeder Versuch, sie in Zoologie, Botanik, Mineralogie zu zerlegen und jedes gesondert zu behandeln, zerreisst das wichtigste, um das es sich handelt, das Band, das alles zu einer Einheit umschliesst.

II. Grundsatz: Mittelpunkt des Studiums ist die lebendige Natur und nicht die tote und in dieser ist wieder der Mittelpunkt die Pflanze. Also muss die Pflanze der Mittelpunkt des Naturstudiums sein.

III. Grundsatz: die Aufgabe ist nicht die Kenntnis möglichst vieler Pflanzen, sondern es genügen die gemeinsten und wichtigsten, und die Hauptaufgabe ist die Vorweisung ihres Verbandes mit dem Naturganzen nach beiden Richtungen, nach der unorganischen Natur wie Klima, Wetter, Boden u. s. f. und nach der Tierwelt. Ganz besonders ist die letztere Beziehung zu berücksichtigen und zwar so, dass der zu Unterrichtende einen möglichst vollständigen Einblick in die Art und Weise bekommt, wie die Beziehungen der Tierwelt zur Pflanzenwelt und umgekehrt die Beeinflussung der letzteren durch die erstere geschieht, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen sie sich vollzieht, kurz so, dass der Mensch einen Einblick in die Bande, die ihn selbst mit der Natur verknüpfen, und damit ein Verständnis für seine eigene Natur gewinnt.

IV. Grundsatz: die Unterweisung darf nie in der Schule, sondern nur in der freien Natur am lebenden Gegenstand selbst auf dem Beobachtungsweg und mittels kleiner Naturversuche, wie Köderungen und ähnlichen stattfinden.

V. Grundsatz: neben der Übung der drei formalen Sinne (Gehör, Gesicht und Getast) hat hiebei eine gleichmässige auch der Wesens- und Instinktsinne (Geschmack und Geruch) stattzufinden.

Das sind einige Andeutungen mit der Bemerkung, dass es sich hier um eine Unterweisung handelt, welche einerseits die Fassungskraft aller Volksschüler beziehungsweise -Schülerinnen nicht übersteigt und während eines Sommers auf je einem wöchentlichen Spaziergang bequem zu vollenden ist, andererseits für höhere

Altersstufen mit Leichtigkeit so vertieft werden kann, dass sie bis zu den höchsten Problemen der Naturlehre heranreicht. — Doch zurück zu unserem eigentlichen Gegenstand!

Nach dem früher Ausgeführten ist der erste Grund der beklagten Erscheinung der, dass unsere Schulbildung den Menschen zur „Oberflächlichkeit“, zum Genügen mit dem Äusserlichen und zur Ignorierung des „Wesentlichen“ auf allen Gebieten des „natürlichen Lebens“ erzieht, ja sogar zur Verachtung des „Wesentlichen“, weil man es für „tierisch“, „niedrig“, „hündisch“, des Menschen unwürdig erklärt.

Der zweite Grund liegt in folgendem. Da die Schule nicht zum „Wissen und Wissensdurst“ erzieht, so ist das bei den Kulturmenschen ein Besitz von verhältnismässig wenigen Leuten, und da es zugleich ein Vorteil ist, so liegt die Versuchung sehr nahe, den Inhalt desselben den übrigen Menschen zu verheimlichen, um diesen Vorteil, der zugleich eine Überlegenheit über die Nebenmenschen, also doppelten Vorteil giebt, allein zu besitzen. Hierin liegt der Grund davon, dass alles tiefere oder höhere Wissen anfänglich immer als „Geheimwissen“ auftritt. Von dem Schamanen und Zauberer der wilden und nomadischen Völker an bis auf den heutigen Tag hat es eine „Geheimwissenschaft“ gegeben, und von der Eifersucht, mit der dieses „Geheimwissen“ von den „Wissenden“ bewacht wurde, selbst auf höheren Kulturstufen, weiss uns die Geschichte genug zu berichten; war ja doch im alten Griechenland die Verletzung der Mysterien mit Todesstrafe belegt, und die römisch-katholische Kirche hat bis in die Jetztzeit die „Bibel“, also die Grundlage der christlichen Religion, für ein dem Laien verbotenes Geheimbuch erklärt; es war die Reformation nötig, um wenigstens für einen Teil der Menschheit diese wichtigste Religionsquelle den Händen der Geheimniswächter zu entreissen und zum Gemeingut zu machen.

Wenn die christliche Religion einst für ihren Kultus zunächst die lateinische Sprache annahm, so geschah dies anfangs gewiss nur in der Absicht, dieselbe möglichst ausbreitungsfähig zu machen, war ja doch damals das römische Reich Weltreich und somit seine Sprache als die offizielle überall gekannt. Allein als das Christentum eine politische Macht wurde, zog es aus dem Besitz des Lateinischen alle Vorteile einer Geheimsprache, und seit dieser Zeit verbarg sich und verbirgt sich teilweise heute noch nicht bloss das höhere Wissen in religiösen Dingen (besonders bei den Katho-

liken), sondern das gesamte höhere Wissen jeglicher Art, also alles das, was auf den Universitäten gelehrt wird, nicht bloss hinter Einer, sondern sogar hinter zwei Geheimsprachen in einer sehr streng gehandhabten Weise: die Erlangung der zum Eintritt in akademisches Studium berechtigenden „Maturitas“ ist an die vorherige Erwerbung der Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache, die der gemeine Mann nicht versteht, geknüpft, und noch bis in dieses Jahrhundert herein durfte auf den Hochschulen sogar nur in lateinischer Sprache, also in einer Geheimsprache, gelehrt werden.

Für das Naturwissen gilt genau dasselbe, ganz besonders für den praktisch wichtigsten Teil desselben, das „ärztliche Wissen“. Nicht nur war in früheren Zeiten alles ärztliche Wissen Geheimwissen, waren alle Arzneimittel „Geheimmittel“, sondern die Medizin und mit ihr die Naturwissenschaften bedienen sich noch heutzutage in noch weit höherem Masse als jede andere Wissenschaft der lateinischen, ja mit ausgesprochener Vorliebe sogar der noch weniger allgemein verständlichen griechischen Sprache, und ein Arzt würde sich als Kurpfuscher zu blamieren fürchten, wenn das populäre Wort „Nervenschwäche“ statt des geheimnisvollen Wortes „Neurasthenie“ dem Gehege seines Mundes entschlüpfte, oder, wenn es ihm passierte, auf einem Rezept statt Flor. Chamom. einfach „Kamillenthee“ zu schreiben. Es macht deshalb der Eifer, mit dem heutzutage die Ärzte den sogenannten „Geheimmittelunfug“ im Tone sittlicher Entrüstung bekämpfen, auf den „Wissenden“ einen unsäglich komischen Eindruck.

So richtig es an sich ist, dass es genug Dinge giebt, die nicht für jedermann, nicht für jedes Alter, jedes Geschlecht, jeden Stand, jeden Bildungsgrad taugen, so berechtigt es ist, dass das Schamgefühl gewisse Dinge von öffentlicher Erörterung von und vor jedermann ausschliesst und dass dies gerade von der „tierischen Seite“ der menschlichen Natur gilt, so viele Nachteile hat uns dieser unbezwingliche Hang der herrschenden Stände und Berufe zur Geheimnisthuerei zugefügt. Es ist hier nicht der Ort, alle diese Nachteile zu schildern, hier genügt die Besprechung von zweien:

1. Es ist ein ungeheurer praktischer Nachteil für die Schulmedizin geworden, dass sie sich, sobald ein Heilmittel (oder eine Heilmethode) der Geheimhaltung entschlüpft und jedermann zugänglich und verständlich geworden ist, davon zurückzieht, es als unwürdig für einen studierten Arzt, als „profan“, „obsolet“ behandelt. Dass das ein ungeheurer Nachteil ist, liegt auf der Hand.

Nur wenn ein Heilmittel oder eine Heilmethode wirklich gut und wahr und praktisch und einfach ist, durchbricht sie den Kreis des Mysteriösen und Zunftmässigen und wird populär kraft der Macht, welche dem Guten, Wahren und Einfachen an sich zukommt. Wenn sich nun die Schulmedizin von diesen Dingen zurückzieht und mit Hilfe der Chemie immer neue, dem Laien nicht zugängliche Arzneimittel an Stelle der „obsoleten", immer verwickeltere, grosse Kenntnisse, grosse Übung, Besitz ganz besonderer Werkzeuge verlangende Heilweisen an die Stelle der einfachen, von jedermann ausführbaren zu setzen sucht, wie sie das gegenwärtig thut, so zieht sie sich naturgemäss von dem Guten, Wahren, Alterprobten und Einfachen zurück. Es ist thatsächlich heutzutage so, dass das Beste, was man zur Empfehlung eines Heilmittels in ärztlichen Kreisen sagen kann, nicht mehr das Beiwort „alterprobt", sondern das Beiwort „Neu" ist; darauf fallen die meisten herein, wie die Damen auf die „neuste Mode". Mehr als vieles andere hat dieses selbstmörderische Vorgehen der Schulmedizin, dieses sich Wegdrängenlassen von dem Guten, Alterprobten und dieses Sichsetzen auf das Neue, Unzuverlässige, Unnatürliche, Verkünstelte dazu beigetragen, dass die innere Medizin, die bis in dieses Jahrhundert herein die Führerin auf dem Gebiet der Heilkunde war, diese Führerrolle an den früher tief unter ihr stehenden Wundarzt hat abgeben müssen und dass das Publikum in immer weiterem Umfang seine ärztliche Hilfe nicht mehr beim Schulmediziner, sondern bei den Medizinketzern und Kurpfuschern, welch letztere sich begierig der „obsoleten" Mittel bemächtigen, sucht und die Schulmediziner immer mehr an die Wand gedrückt werden. Die erste Katastrophe ist ja bereits über die Schulmedizin hereingebrochen, als der deutsche Reichstag die Betreibung der Heilkunde als Gewerbe, wenn auch noch mit einigen Vorbehalten zu Gunsten des Diplomarztes, freigab. Statt sich diese Katastrophe zu Herzen zu nehmen, nach der Ursache zu forschen und den bisher eingeschlagenen Weg zu verlassen, fährt die Schulmedizin leider in der gleichen Richtung fort und treibt mit Sicherheit einer zweiten Katastrophe entgegen. Dies ist niemand zweifelhaft, der sieht, mit welchem Erfolg und welcher Energie das nicht diplomierte Heilpersonal das frei gewordene Feld bebaut und wie das Publikum dem zuströmt.

2. Dem Rückzug der Heilkunde von dem Gebiet des Alltäglichen, Gebräuchlichen und Einfachen in das des Fernerliegenden und nicht Allbekannten oder Neuen sind auch die Naturwissen-

schaften, insbesondere soweit sie zur Heilkunde in Beziehung stehen, so namentlich die Physiologie, gefolgt. Statt sich dem Studium des Wesens so alltäglicher, in aller Leute Mund befindlicher und praktisch alltäglich verlangter physiologischer Vorgänge und Eigenschaften, wie Übung, Gewöhnung, Abhärtung im Gegensatz zu Verweichlichung, Verfeinerung, Reinheit, zu widmen, statt dem Wesen dessen nachzuspüren, was die Heilkunde aller Zeiten und die Volksmedizin heute noch von dem Arzneimittel gefordert hat und fordert, nämlich dem Wesen der spezifischen Wirkung der Stoffe, statt das Alltägliche, was alle Lebewesen, also auch die Menschen, bewegt und ihr Wohl und Wehe bestimmt und wieder in aller Leute Mund ist, zu studieren, nämlich die Triebe, Instinkte und Gefühle, und sie da zu studieren, wo sie allein studiert werden können, in der freien, nur von Trieb, Instinkt und Gefühl, nicht aber von Einbildung, Befehl, Vorurteil, Mode und menschlichem Stückwerkswissen umgetriebenen Lebewelt, ist die Physiologie der Medizin gefolgt in die Laboratorien der Chemie, in die Versuchszimmer des Vivisektors, und studiert die fernliegendsten, praktisch gar nicht fassbaren Verhältnisse und Vorgänge im Mechanismus des Leibes, wie die Spitzfindigkeiten der tierisichen Elektrizität, die hydraulischen Verhältnisse des Kreislaufs, die geheimen Bahnen der Nervenleitung, den Umsatz und Austausch all der zahlreichen chemischen Stoffe im Körper, von denen ihr infolge der Plumpheit der chemischen Hilfsmittel doch die eigentlich wichtigsten, nämlich die spezifischen Regierer des Stoffwechsels entgehen, so dass sie aus dem Studium der Rohstoffe des Lebens gar nicht durchdringen kann zu dem der Finessen, aus denen sich das Leben zusammensetzt. — Es soll ja nicht geleugnet werden, dass das alles recht nette Dinge sind, dass bei diesen Studien einmal auch ein Brosamen für die Praxis abfällt. Allein die Anforderungen, welche die Bedürfnisse und das Wohl und Wehe der Menschheit an die „Wissenschaft vom Leben“ stellt, sind doch ernster, als diese Antwort. Worüber man in erster Linie Aufschluss erwarten darf, ist doch das, was ein Lebewesen Tag für Tag bewegt und regiert, fördert und lähmt, Leid oder Freud bedingt, also die Triebe, die Instinkte, die Gefühle, die Übung, die Gewöhnung, Abhärtung, das Bekömmliche von Speise und Trank, das Heilsame der Arznei. Das sind die Fragen, auf welche die Wissenschaft vom Leben zuerst Antwort suchen und geben sollte, ehe sie sich auf solche Spielereien einlässt, wie die heute fast ausschliesslich getriebenen.

Auch die Naturforschung hat leider die Abschwenkung in das Gebiet des Versteckten, Geheimnisvollen und Unwesentlichen mitgemacht, sie hat sich z. B. mit Vorliebe in die Geheimnisse der Entwicklungsvorgänge, die wir doch nicht beherrschen und praktisch verwerten können, gestürzt, befasst sich mit den verwickeltsten Verhältnissen der Gestaltung der Lebewesen, zieht die verborgensten, unbekanntesten, seltensten und deshalb natürlich unwichtigsten Lebewesen ans Tageslicht, und je kleiner und versteckter ein solches Lebewesen ist, um so „interessanter" ist es für sie. Fragt man sie aber nach so alltäglichen Dingen, wie: warum lecken sich die Tiere? warum küssen sich die Menschen? warum frisst die Katze die Maus? so macht sie — ein dummes Gesicht. Es soll wieder nicht geleugnet werden, dass dieses Wühlen der Naturforschung im Verborgenen auch manches praktisch Brauchbare zu Tage gefördert hat, namentlich auf dem Gebiet des Schmarotzertums, der Krankheitsursachen, allein hier steht man mit dem Worte „Disposition" wieder vor einem Thor, welches nicht geschlossen wäre, wenn man sich etwas mehr dem Studium des Alltäglichen, in aller Leute Mund Befindlichen hingegeben hätte; denn Disposition und Indisposition oder sachlich dem entsprechende andere Worte kann man überall hören und der Dispositionswechsel ist eine bei jedem Menschen alltägliche Erscheinung, gerade so wie Ermüdung und Erholung, Lust und Unlust und andere Gefühlszustände.

Und nun kommen wir zu unserem Gegenstand, der homöopathischen Verdünnung; warum ist sie der Physiologie und der Schulmedizin eine Thorheit, ein Aberglauben, das homöopathische Arzneimittel ein physiologisches Nichts? Weil diese Wissenschaften kein Auge mehr haben für die täglich öffentlich sich vollziehenden, jedermann bekannten Vorgänge und keine Fühlung mehr mit der Natur, in welcher die „Spur" die allerwichtigste Rolle für die Beziehungen der Lebewesen zu einander spielt, während der Laboratoriumsmann mit dem Wort „Spur" den Begriff des Unwesentlichen, keine Rolle Spielenden, deshalb auch ohne weiteres zu Vernachlässigenden, nicht in Rechnung zu Ziehenden zu verbinden sich gewöhnt hat.

Im folgenden will ich es nun versuchen, dem Leser, der mir folgen will, die Augen darüber zu öffnen, dass die Rechtfertigung des bestrittensten Teiles der Homöopathie, der Gebrauch von winzigsten Arzneimengen sich ohne weiteres aus der Beobachtung der alltäglichsten Vorgänge ableiten lässt, wobei ich mich an drei Worte halte: an Reinheit, Feinheit und Spur.

I. Reinheit.

Dem, was Reinheit ist, kommen wir wohl am sichersten auf den Leib, wenn wir das unentbehrlichste Lebenselement, ohne das wir nicht fünf Minuten leben können und von dem wir weitaus die grösste Menge, wenn auch nicht dem Gewicht, so doch dem Raum nach, täglich zu uns nehmen, nämlich die Luft, vornehmen.

Kein Mensch wird bestreiten, dass wir uns in reiner Luft ungleich wohler befinden, als in unreiner, und alle Welt nennt deshalb die reine Luft eine gute und die unreine eine schlechte Luft. Die Sehnsucht, in gute, reine Luft zu kommen, ist jedem Luftgeschöpf, jedem Menschen, schon dem kleinen Kinde eigen, das seine Trägerin nach der Thüre drängt und freudig „adda“ ruft und ebenso vergnügt wird, wenn man es am offenen Fenster reine, frische Luft atmen lässt. Sie wird allgemein und von allen als ein lebenförderndes Element empfunden und von allen Denkenden als solches erkannt. Freudiger, voller schlägt der Puls, freier, leichter und tiefer wird der Atem, alle Glieder durchfliesst ein Gefühl der Leichtigkeit und Bewegungslust, die Kinder hüpfen und jauchzen, die Hunde bellen und die Stalltiere brüllen, wiehern und galoppieren vor Lust, sobald sie aus der unreinen, dumpfen Zimmer- bezw. Stallluft herauskommen in die reine, frische Aussenluft.

Also darüber, dass die reine Luft ein Gesundheitsfaktor, etwas von mächtiger physiologischer Wirksamkeit ist, wird niemand streiten wollen und ebenso wenig darüber, dass die Wirkung derselben eine belebende, erregende, elektrisierende ist. Aber während man das für den Gesunden unbedingt zugiebt, stossen wir auf einen Meinungsunterschied, sobald es sich um den Kranken handelt, und das zwingt uns zu einer Abschweifung oder besser Vorbemerkung.

Es ist nicht bloss gar nicht so lange her, dass man allgemein der Ansicht war — und von sehr vielen Leuten, sogar manchen Ärzten gilt das heute noch — reine, frische Luft sei den Kranken

gefährlich, und dass man infolge dessen die Kranken sorgfältig von der reinen, frischen Luft durch Schliessung von Fenstern und Thüren abschloss. Daran ist unbedingt etwas Richtiges, aber bei der Begründung stossen wir sofort wieder auf eine jener beklagenswerten Folgen, welche das Verfahren der Schulmedizin hat, sich von allem, was Volkswissen, Volksansicht geworden, zunächst zurückzuziehen und später es sogar als „Aberglauben“ zu verwerfen. Heute besteht bezüglich des „Wesens“ von Krankheit ein früher nicht bestandener Gegensatz zwischen Volksmedizin und Schulmedizin. Erstere hält heute noch an der Überzeugung der Ärzte früherer Zeiten fest, dass die Ursache der Krankheit die Anwesenheit von „Unreinigkeiten“ im Körper entweder in den Nahrungswegen oder in den inneren Säften sei. Die Handgreiflichkeit der üblen Ausleerungen, des stinkenden Atems, der ekelhaften Hautausdünstung, der unreinen Luft, welche die Kranken verbreiten, zeigt nicht bloss, dass diese Ansicht etwas zweifellos Richtiges, Thatsächliches und für den Krankheitsvorgang Wesentliches trifft, sondern bewirkt auch, dass das Volk, namentlich in seinen unteren Schichten, die gewohnt sind, aus eigener Anschauung und Erfahrung zu urteilen und nicht dem Irrlicht der Schule zu folgen, unerschütterlich an dieser Ansicht festhält.

Die Schulmedizin hat sich durch die sogenannte „exakte“ Wissenschaft von dem natürlichen, jedem zugänglichen Boden der täglichen Erfahrung ab- und in die Irrgänge des Laboratoriumswissens hineinziehen lassen, bis sie schliesslich gar nicht mehr wusste, was eigentlich Krankheit sei (während doch jede Stubenfliege einen kranken Menschen von einem gesunden unterscheidet), denn auf der einen Seite behauptete sie, die alte Lehre von der „Unreinigkeit“ der Säfte (die sog. Humoralpathologie) sei ein überwundener Standpunkt, ein Volksaberglaube, und gefragt, „was dann Krankheit sonst sei“, hatte sie nichts als ein „griechisches Wort“: wie Cellularpathologie, dynamische Erscheinung, Disharmonie der Funktionen: Phrasen! Glücklicherweise arbeitet sich jetzt die Schulmedizin aus dieser Sackgasse wieder etwas heraus und findet jetzt die „Unreinigkeiten“, welche die Fliegen anziehen und nach der feststehenden, nie erschütterten Volksansicht, weil jede Nase sie riecht, die Ursache der Krankheiten sind, nennt sie jedoch beileibe nicht bei ihrem rechten deutschen Namen, sondern heisst sie Leucomaïne, Ptomaïne, nur um etwas Apartes zu haben. Doch zurück zu unserem Gegenstand!

Ein Mensch ist krank, wenn oder weil er „Unreinigkeiten“ in seinem Körper hat. Bringen wir eine mit „Unreinigkeiten“ geladene Flüssigkeit in einen Hafen und decken den sorgfältig zu, so bleiben die Unreinigkeiten ruhig da, wo sie sind, und die im Hafen etwa noch befindliche Luft nimmt teil an der Verunreinigung. Eine, wenn auch nicht die einzige, Möglichkeit für die Flüssigkeit, rein zu werden, ist, dass man sie an die reine Luft bringt; dann giebt sie die flüchtigen Unreinigkeiten an diese ab, andere setzen sich ab und eine weitere Partie wird von eindringenden kleinen Lebewesen zerstört; aber alle diese Vorgänge sind mit einer energischeren auf Beseitigung der Unreinigkeiten gerichteten Thätigkeit in der Flüssigkeit verbunden.

Nun, mit einem kranken Menschen (und Tiere) verhält es sich ganz ähnlich: Stecken wir ein krankes Lebewesen in eine sorgfältig verschlossene Stube, so teilt sich eine Partie der im Körper befindlichen Unreinigkeiten sofort der Stubenluft mit und macht diese unrein, und sobald das einen gewissen Grad erreicht hat und nicht wieder reine Luft zugeführt wird, stockt die Abgabe der Unreinigkeiten aus dem Körper und der Kranke kann nicht gesund werden.

„Nun gut! wenn das so ist, dann auf mit Thüren und Fenstern des Krankenzimmers!“

Hier liegt gerade der Haken. Wenn die reine Luft, die man hereinlässt, zugleich warm ist, dann ist die Sache sehr einfach und der Erfolg wird eine raschere Abwicklung der Krankheit sein, allein wenn sie kalt ist, dann kann der Kältereiz auf Haut und Lunge ein zeitweiliges Zurücktreten des Blutes aus diesen Teilen ins Innere des Körpers und damit ein Stocken der Abgabe der Unreinigkeiten an die Luft durch Haut und Lunge herbeiführen, und man hat das, was man einen „gefährlichen Rückschlag“ nennt. Dass man das durch genügende Vorsicht verhindern kann, ändert nichts an der Möglichkeit.

Neben dieser wirklichen Gefahr tritt aber auch öfters eine scheinbare auf, die darin besteht, dass mit Versetzung des Kranken in die reine Luft die dieser eigene, belebende, anregende Wirkung die Natur des Kranken anspornt, sich zu energischerem Kampfe gegen die Krankheit aufzubäumen, was sich natürlich als eine Verschlimmerung, Stärkerwerden des Fiebers — denn das Fieber ist der Ausdruck des Ringens der Natur mit der Krankheit — ansieht, aber thatsächlich d. h. in seinem Erfolg das

Gegenteil einer Verschlimmerung ist, nämlich eine Beschleunigung der Genesung.

Also es ist richtig, dass „reine Luft“ unter Umständen einem Kranken gefährlich werden kann, *aber ebenso unumstösslich richtig ist es, dass ein Kranker ohne reine Luft nicht gesund werden kann.* Man kann in unreiner Luft eine akute Krankheit wieder zur Ruhe bringen, aber das ist keine Gesundheit, sondern Siechtum, es bleibt, wie das Volk sagt, ein „Butzen“ zurück, und eines schönen Tags geht's wieder los. Übertriebene Ängstlichkeit vor der möglichen, wirklichen wie scheinbaren Gefahr, die ja beim Arzt sowohl, wie beim Kranken und seinen Angehörigen so entschuldbar ist, hat in früherer Zeit Ärzte und Laien zu einer falschen Praxis geführt. Nicht bloss in den unteren, sondern auch wieder in den oberen Volksschichten, in welchen man mit dem Vorhandensein der *Verweichlichung* zu rechnen hat, besteht die Angst vor der reinen Luft bei Kranken noch ungeschwächt fort und man lüftet die Krankenzimmer entweder gar nicht, oder begnügt sich mit Notbehelfen, die meist ganz unzureichend sind. Glücklicherweise bricht sich aber jetzt die Überzeugung, dass die *reine* Luft für den Kranken eigentlich noch wichtiger ist, als für den Gesunden, immer mehr Bahn.

Zum Verständnis der Einwirkung der *reinen* Luft auf den Menschen und zugleich zur Vervollständigung dessen, was über die *Furcht* vor der reinen Luft gesagt worden, gehört noch folgendes:

Im engern, strengern Sinn kann man sagen, dass *kein* Mensch, der sich daran gewöhnt hat, in *unreiner* Luft zu leben, insbesondere in solcher, also in Zimmern mit geschlossenen Fenstern, zu *schlafen* und dazu noch unreine *Kleider*, unreine *Betten* zu benützen, *wirklich gesund* ist. Dass das keine Spitzfindigkeit ist, geht schon daraus hervor, dass der Volksmund sehr genau zwischen zwei Zuständen bezüglich der Krankheit unterscheidet: Im einen Fall sagt derselbe „es steckt was in ihm“, im andern Fall heisst es „er ist krank“ oder „es kommt etwas aus ihm heraus“, „es ist etwas ausgebrochen“. Die Krankheit hat also (sofern nicht frische Vergiftung vorliegt) zweierlei Zustände, einen „verborgenen“, schlummernden und einen „ausgebrochenen“, „offenbaren“, von dem der erstere dem letzteren vorausgeht. (Bei ungenügender Heilung s. oben auch wieder folgen kann.) Dies ist die *weitaus häufigste Art von Krankheiten* und zwar die Art, welche am meisten Verwirrung in den Köpfen angerichtet hat und noch an-

richtet. Gewöhnlich wird nämlich der Schlummerzustand der Krankheit als „Gesundheit" aufgefasst, obwohl gar nicht viel „Merks" dazu gehört, um einen solchen, in dem „etwas steckt", von einem wirklich Gesunden zu unterscheiden, und häufig genug hören Arzt und Umgebung, wenn die Krankheit „ausgebrochen" ist, die Äusserung vom Kranken, „er habe es schon lang gefühlt, dass etwas in ihm stecke, was heraus müsse". Ja der Mann hat vollkommen recht, den meisten ausgebrochenen Krankheiten geht dieser Zustand voraus[1]), aber hier setzt nun Verwechslung und Missverstand ein: man beschuldigt in der Regel den Einfluss, welcher den „Ausbruch" der Krankheit d. h. den Übergang aus dem Schlummerzustand in den „offenbaren" herbeigeführt hat, als „Ursache" der Krankheit.

Unter den Einflüssen, welche den Übergang der Krankheit aus dem schlummernden in den ausgebrochenen Zustand herbeiführen, steht die **reine Luft** obenan und bildet zwar nicht alle, aber die meisten Fälle, die der Volksmund „Erkältung" nennt[2]) und zwar nicht etwa deshalb, weil die „Kälte" die Ursache war, sondern das erste Gefühl des Krankheitsausbruches ein „Kältegefühl", ein „Schauder" ist, dann allerdings auch mit deshalb, weil die reine Luft den Ausbruch ganz besonders leicht dann herbeiführt, wenn sie zugleich auch „kalt", oder was ziemlich auf das gleiche hinauskommt, „stark bewegt", also „Wind" ist.

---

[1]) Es bezieht sich dies aber nicht bloss auf die „ansteckenden" Krankheiten, wo das längst bekannt ist und als „Incubationszeit" bezeichnet wird, sondern auch auf die Erkältungskrankheiten, s. unten.

[2]) Hier stossen wir wieder auf den Krebsschaden der Wissenschaft. Während jeder Laie das Wort „Erkältung" als Krankheitsursache im Mund führt, die alten Ärzte darüber auch keine Zweifel hatten, dass es eine Erkältung giebt, ist die moderne Medizin, die sich von der Natur und dem Alltäglichen abdrängen und in die Sackgasse des Laboratoriumsgeheimnisses verlocken liess, nicht bloss so weit gekommen, dass sie das Wesentliche dieses Vorgangs nicht kennt, sondern jetzt geradezu erklärt: „Das giebt es nicht. Von Erkältung zu sprechen ist Unsinn!"

So weit geht das Verhängnis! Erkältungen giebt es zweierlei: die eine ist die obenbeschriebene, bei der in dem Menschen vorher etwas steckte, die andere ist die frische Erkältung und zwar so: wenn durch anhaltende Kälteeinwirkung (durch mehrere Stunden oder noch länger) das Blut aus der Haut zurückgedrängt und die Abgabe der Selbstgifte durch die Haut beeinträchtigt ist, dann entsteht das Krankheitsbild einer „akuten Selbstvergiftung".

Das ist der Grund, warum Wind und Kälte und die mit beiden stets verbundene reine Luft von den Stubenhockern fast stets so gefürchtet sind. In allen Stubenhockern „steckt etwas“ und trotzdem werden auch sie von einem unwiderstehlichen Bedürfnis immer und immer wieder in die frische reine Luft so lange getrieben, bis das in ihnen Steckende eines schönen Tages ausbricht — das ist die Rache, welche die Natur an der Sünde gegen sie, an dem unnatürlichen Abschliessen gegen die reine Luft nimmt. Das Ganze ist so einfach und gemeinverständlich wie irgend etwas: Lebt und schläft jemand anhaltend oder mit nur kurzen Unterbrechungen in „unreiner“ Luft — und das geschieht auch im reinsten Zimmer, weil der Mensch die Luft durch seine eigene Ausdünstung verunreinigt — kleidet und bettet er sich noch dazu so, dass die Unreinigkeiten der Ausdünstung nicht entweichen können, so setzen sich diese „Unreinigkeiten“ in ihm wieder fest in immer steigender Menge und er kommt jetzt in den Zustand, bei dem „etwas in ihm steckt“, und das Weitere ist bekannt.

Der eben beschriebene Vorgang kann namentlich gegenwärtig sehr häufig beobachtet werden, weil wir — glücklicherweise — in eine Zeit getreten sind, in welcher die Luftkuren, die Luftkurorte, die Höhenkuren, die Terrainkuren, die Sommerfrischen und Erholungskuren geradezu Mode und allgemeines Bedürfnis geworden sind. Fröhlich und scheinbar ganz gesund sieht man an den ersten Ferientagen alt und jung, Männlein und Weiblein die unreine Luft der Städte schwarmweise verlassen, um die reine Luft der Waldberge, des Hochgebirges, des Meerstrandes und der Seenufer zu geniessen. Aber kaum sind sie ein paar Tage dort, so liegt eins um das andere auf der Nase, das eine leichter, das andere schwerer und die Not wird oft recht gross. Die albernsten sind die, welche dann sofort wieder nach Hause in die alte schlechte Luft zurückreisen. Sie ziehen ihre ausgebrochene Krankheit lange herum und enden oft genug mit Siechtum, während diejenigen, welche unter dem Einfluss der „reinen“ Luft bleiben und sich nicht albernerweise am Erholungsort wieder einsperren, bald früher, bald später nicht bloss so gesund wie vorher, sondern gesünder d. h. „erholt“ werden, weshalb man auch diese Krankheitsausbrüche an den Erholungsorten „Erholungskrisen“ nennen kann. Was ist denn der Zustand der Erholungsbedürftigkeit? Nichts anderes als der Zustand, bei welchem „etwas in Einem steckt“, und der sich durch blasses Aussehen, Abnahme der Lebensenergie, Mattig-

keit, schlechte Stimmung, erschwerte Verdauung und alle möglichen kleinen Chikanen seinem Besitzer sehr deutlich fühlbar und auch der Umgebung desselben sehr deutlich wahrnehmbar macht. Die Erholung besteht darin, dass dieses Etwas aus dem Körper ausgetrieben wird, dies erfolgt fast nie anders als in Form eines leichten und kurzen oder schwereren und längeren Krankheitsausbruches, nach dessen völliger, nicht durch dumme Massnahmen gehemmter Abwicklung die „Erholung" erreicht ist. Das wichtigste, mächtigste Mittel zur Erholung ist die „reine" Luft, weil sie diesen Ausbruch hervorruft.

Nachdem wir so die Beziehungen zwischen der reinen Luft und dem Erholungsbedürftigen, scheinbar Gesunden, in Wahrheit mit einer schlummernden Krankheit Behafteten, kennen gelernt haben, wenden wir uns noch einmal zum „Offenbarkranken", der sich im Zustand der „ausgebrochenen" Krankheit befindet.

„Not lehrt beten!" „Schaden macht klug!" Die letzten Kriege haben zunächst wenigstens bei den Ärzten der Angst vor der „reinen" Luft im Krankenzimmer ein jähes Ende bereitet, das in dem Ausspruch eines berühmten Kriegsarztes zusammengefasst ist: „Für einen Typhuskranken ist es besser, er liegt auf der Strasse, als in einem Spital!" Der Unterschied liegt in der „Reinheit" der freien Luft gegenüber der bei aller Lüftung eben immer „unreinen" Luft in einem geschlossenen Raum. Die reine Luft ist so als eine der mächtigsten, wichtigsten Heilbedingungen bei offenbar Kranken anerkannt. Wenn diese Einsicht bereits überall da, wo sie hingehört, voll eingedrungen wäre, und wenn überall da, wo sie schon eingedrungen, ihr entsprechend alle Spitäler dem Erdboden gleich gemacht und durch leichte Baracken oder Filzzelte an freien, luftigen Orten ersetzt worden wären, so wäre der Menschenverlust der letzten Kriege schon hiedurch längst ausgeglichen und der Siechlinge unter uns ein gross Teil weniger. Aber leider hat man auch noch nach dem letzten Krieg mit ungeheuren Kosten eine Menge Spitäler mit den raffiniertesten Einrichtungen gebaut, ein Beweis, wie hartnäckig der Irrtum ist. Die Tierärzte sind in dem Stück entschieden weiter: wenn Stallseuchen ausbrechen, so stellt man die Tiere einfach ins Freie, dann ist die Macht der Seuche mit einem Schlag gebrochen und die „reine" Luft ist hier wieder der mächtigste Heilfaktor.

Noch einer Sorte von „Offenbarkranken" müssen wir einige Worte widmen: den sogenannten „Chronisch-Kranken", die wir

auch mit einem rein deutschen Wort die „Siechen" nennen können im Gegensatz zu den „Akut"- oder deutsch „Hitzig"-Kranken. Während bei den letzteren die Krankheit voll ausgebrochen ist und der Körper mit aller Energie den Austreibungskampf aufgenommen hat und zwar auf „Tod und Leben", je nachdem die Krankheit oder die Natur siegt, liegt beim „Siechen" die Sache so: Ein Teil der Krankheit, d. h. der im Körper vorhandenen Unreinigkeiten, befindet sich im gleichen Schlummerzustand, wie bei dem scheinbar gesunden Erholungsbedürftigen, ein anderer Teil ist ausgebrochen und ruft Bestrebungen der Natur behufs Ausscheidung der „Unreinigkeiten" in Form von Schleimflüssen, Blutflüssen, Ausschlägen und sonstigen Ausscheidungen hervor; aber diese Bestrebungen der Natur sind zu schwach und kraftlos, entweder weil der ganze Körper zu schwach und elend ist oder einzelne hiebei wichtige Organe, wie Herz, Lunge, Niere, Leber, Haut u. s. f., mittlerweile schadhaft geworden sind, oder weil der Krankheitsstoff, von dem alles Unheil ausgeht, zäher, schwerbeweglicher Natur ist. Wie verhält sich die „reine" Luft zu dieser Sorte von Kranken?

Antwort: Auch als Heilmittel, aber in ähnlicher Weise, wie bei dem Erholungsbedürftigen: der schlummernde, mit den Geweben des Körpers fester verbundene Krankheitsstoff wird losgemacht und die Krankheit tritt aus dem „schleichenden" (chronischen) Zustand in den „hitzigen" (akuten), was natürlich zunächst ein Zustand der „Verschlimmerung" ist, allein dieser ist ein ganz unerlässlicher Übergangszustand, wenn es zu einer Heilung kommen soll. Darin liegt nun natürlich wieder ein Grund, warum man bei den Kranken Angst vor der reinen Luft hat: Man weiss, dass sie oft genug Verschlimmerungen des Zustandes herbeiführt, aber was man nicht weiss und versteht, ist, dass dies kein Unglück, sondern im Gegenteil der einzige Weg zur Befreiung vom Siechtum ist. Man sagt: es ist eine Erkältung dazu gekommen, und fürchtet nun die reine Luft noch mehr, während schon vor langen Jahren ein berühmter Arzt sagte: „Gieb mir ein Mittel, um Fieber zu erzeugen, so will ich jede (chronische) Krankheit heilen."

Wer bis hieher gelesen hat, würde es ungern vermissen, wenn ich sogleich zur Beantwortung der Frage: „Was ist reine Luft?" überginge, ohne vorher die praktische Frage zu beantworten: „Wie sollen wir uns zur reinen Luft verhalten?" Jeder soll sie unbedingt suchen so viel als möglich, und wer sich ihres Genusses entwöhnt hat, der soll sich wieder daran gewöhnen, und das

Mittel, dessen sich fast jeder bedienen kann, ist das Schlafen bei offenen Fenstern. Wer damit in der warmen Jahreszeit anfängt und dann auch im Winter unter keinen Umständen mehr davon abgeht, kommt leicht dazu, aber man darf sich durch das Auftreten einer Erkältungskrankheit durchaus nicht irre machen lassen, denn bei allen der reinen Luft Entwöhnten geht der Weg zu Gewöhnung nur durch eine Krisis in Form einer sog. Erkältungskrankheit. Bei Kranken und Siechen ist ganz dieselbe Forderung zu stellen: man kleide oder bette sie genügend warm, unterhalte Winters auch noch ein Feuer im Ofen, aber dann das Fenster auf bei Tag und Nacht. Am ungefährlichsten ist das bei Hitzigkranken, sobald sie völlig in reine Wolle gesteckt sind, weil es hiebei keinen „Rückschlag" giebt. Das sind natürlich nur kurze Andeutungen (da der eigentliche Zweck dieser Schrift ein anderer ist), dem Verständigen werden sie aber genügen [1]).

Nun wenden wir uns zur Frage: „Was ist reine Luft?" Besser oder genauer: Wodurch bringt die reine Luft die Belebung beim Gesunden, die Heilung beim Kranken hervor? Die Antwort hierauf kann nun eine negative und eine positive sein:

Die negative ist die: In der reinen Luft fehlen die Dinge, die der unreinen Luft anhaften und sie gesundheitsschädlich machen. Solcher Dinge sind es zweierlei: Staub und gasförmige, mit wenigen Ausnahmen riechbare Stoffe. Das ist zweifellos richtig und wird von niemand, weder von Allopathen noch von Homöopathen, bestritten werden, allein zunächst sollte doch jedem hiebei der mächtige Einfluss kleiner Mengen zu denken geben. Die Stoffe, welche die schädlichen Wirkungen der unreinen Luft herbeiführen, sind selbst in sehr unreiner Luft äusserst geringe Mengen im Vergleich zur ganzen Luftmasse. Was z. B. die Gase betrifft, so ist jetzt so ziemlich allseitig anerkannt und in allen physiologischen Lehrbüchern zu lesen, dass die schädlichen Wirkungen der Luft bewohnter Räume nicht von dem Rohprodukt der menschlichen Ausdünstung, der Kohlensäure, ausgeht, sondern von dem riechbaren Teil derselben, dessen Menge eine so geringe ist, dass er bei den gewöhnlichen Luftuntersuchungen der Chemiker gar nicht zu ziffermässigem Ausdruck gelangt und bei Luftanalysen als „Spur" ignoriert wird. Daraus geht doch klar hervor, dass

---

[1]) Genaueres findet der Leser in meinem Buch: „Mein System." Stuttgart, W. Kohlhammer 1885.

etwas, was ein „chemisches Nichts“ ist, deswegen noch lange kein „physiologisches Nichts“ ist, und mit dieser Thatsache steht es in schlechtem Einklang, wenn man sieht, mit welcher Geringschätzung die „kleinen Mengen“ von Fachleuten auf dem Gebiet der Lebenslehre behandelt werden. Also schon bei der negativen Beantwortung ergiebt sich ein mächtiger Rechtfertigungsgrund für die Homöopathen, d. h. die Vertreter der Lehre von der physiologischen Wichtigkeit kleinster Stoffmengen.

Auf der andern Seite erhebt sich denn doch die Frage, ob die ausserordentlich mächtigen gegenteiligen Einwirkungen der „reinen Luft“, die wir oben kennen gelernt haben, bloss negativer Natur sind, d. h. bloss daraus zu erklären sind, dass die „reine Luft“ eben frei von Verunreinigung ist, ob nicht vielmehr in derselben ein positiver Faktor vorhanden ist, von dem der belebende und heilende Einfluss derselben ausgeht.

Der Chemiker lehrt uns bekanntlich, dass die Luft ein Gemenge aus Stickstoff und Sauerstoff sei. Wenn nun „rein“ gleich „nichts“ ist, so müssten die Wirkungen der reinen Luft von einem dieser beiden Stoffe ausgehen. Dass der Hauptbestandteil der Luft, der Stickstoff, als anerkannt physiologisch indifferent, nicht schuld daran ist, braucht keine Erörterung, es bliebe also nur der Sauerstoff. Dass dieser ein „belebender und gesundender“ Faktor ist, bezweifelt niemand, aber ebenso fest steht, dass selbst in der schlechtesten Luft, die unter gewöhnlichen Umständen vorkommt, ganz genau so viel Sauerstoff enthalten ist, als in der reinsten Luft, und dass die Bezeichnung „sauerstoffreich“ für eine gute Luft ein barer Unsinn ist, ja das gerade Gegenteil ist der Fall. Es besteht ja darüber keinerseits ein Zweifel, dass der „Höhenluft“ in besonderem Masse die belebenden Wirkungen „guter“ Luft zukommen, und das ist im Gegensatz zu der „Niederungsluft“ „verdünnte“ Luft, die also weniger Sauerstoff im gleichen Raum enthält als letztere. Aus dieser Klemme hat man einen Ausweg gesucht und nennt die „gute“ Luft, an die man bei den Luftkuren sich wendet, „ozonreich“. Damit ist man aber der Schwierigkeit nicht entronnen. Dass „unreine“ Luft arm an Ozon ist, steht fest, allein dass „Höhenluft“ mehr Ozon haben soll als „reine Niederungsluft“, ist niemals gefunden und behauptet worden. Bei gleicher Reinheit ist in der Höhe das Ozon ebenso verdünnt, wie der Sauerstoff, und wir stehen somit auch hier vor der angefochtenen Behauptung der Homöopathen, dass mit

der Verdünnung die Belebungs- und Heilkraft eines Stoffes zu- und nicht abnimmt.

Fassen wir die Sache an einem andern Ende. Stickstoff und Sauerstoff sind, wie uns die Chemiker lehren, geruchlose Gase. Wäre „reine" Luft lediglich nichts als ein Gemenge von Stickstoff und Sauerstoff, so wäre sie geruchlos. Fürs erste ist sie das nicht, die reinste Luft hat einen ausgesprochenen Geruch, und zwar einen sehr feinen angenehmen Geruch. Fürs zweite belehrt uns die Praxis der Luftkuren und Höhenkuren, dass man die beste Heil- und Erholungswirkung an Orten erhält, die einen grossen Reichtum an blühenden wohlriechenden Pflanzen und zwar nicht von einerlei Art, sondern von möglichst vielen Arten haben, also an Orten, wie es die Matten der Hochgebirge mit ihrer äusserst mannigfaltigen Blütenwelt sind. Wohlgeruch ist Arznei und Kennzeichen einer „reinen" guten Luft, so gewiss als auf der andern Seite Gestank Krankheit und Kennzeichen einer „unreinen schlechten" Luft ist. Und was ist Wohlgeruch? Eine homöopathische Verdünnung von Gestank, wie jeder Parfümerietechniker weiss, denn die wohlriechendsten Stoffe sind in konzentriertem Zustand übelriechend, und die übelriechendsten können durch genügende Verdünnung in Wohlgerüche verwandelt werden.

Also warum ist die Luft auf den Blütenmatten der Alpen so besonders belebend? Es ist einmal ihr Gehalt an Wohlgerüchen aus der Pflanzenwelt überhaupt, denn weil dort nicht bloss Eine Pflanzenart vorhanden, sondern sehr viele Arten wachsen, so sind von jeder Art nur wenige Individuen vorhanden und so empfängt die Luft ein reiches Gemenge verschiedenartiger Düfte, von denen jeder hochverdünnt ist. Letzteres ist auch deshalb der Fall, weil alle Pflanzen, die dort wachsen, klein sind. Am klarsten sehen wir, wenn wir die Hochgebirgsluft mit der Waldluft vergleichen. In einem Wald ist die Luft nie so fein, rein und würzig wie auf dem Hochgebirge, erstens weil eine so grosse Pflanze wie ein Baum eine weit grössere Masse von Duft an die Luft abgiebt und wenn vollends nur Bäume da sind, was allerdings glücklicherweise nie ganz der Fall ist, so fehlen eben die hochverdünnten, die eigentliche „Finesse" der reinen Luft bildenden Bouquette.

Wir können auch die Seeluft hier noch anziehen. Das Heil- und Lebenskräftige derselben liegt in dem ausgesprochenen, dem Stumpfsinnigsten sich aufdrängenden Geruch derselben und

das Geheimnis dieses Geruches ist ganz das gleiche, wie das der Hochgebirgsluft, nur dass es hier mehr die Tierwelt als die Pflanzenwelt ist. Die im Meere ganz ungeheuer mannigfaltige Tierwelt mischt alle ihre spezifischen Düfte dem Meerwasser bei und dasselbe thut die ja auch ziemlich mannigfaltige Welt der Meerespflanzen. Dazu gesellen sich die zahlreichen nicht organischen Stoffe, die das Meerwasser enthält, so dass letzteres ein Stoffgemenge von einer geradezu grossartigen Mannigfaltigkeit ist. Nun was die Seeluft enthält, ist eine homöopathische Verdünnung all dieser zahllosen Stoffe, die im Meerwasser gelöst sind und von denen winzigste Mengen fortwährend der Luft sich beimengen. Der Wert der Mannigfaltigkeit der Luftbouquette tritt in der Seeluft auch sehr deutlich zu Tage in dem Unterschied zwischen Ostsee und Nordsee. Da erstere viel artenärmer ist als letztere, so begreift sich die kräftige Wirkung der Nordseeluft, die z. B. zur Folge hat, dass zarte Kranke die Ostseeluft als „weniger angreifend" besser ertragen.

Wenn das, was wir „gute reine" Luft nennen, „Nichts" wäre, dann wäre ja die beste Luft wo? — Über einer toten Sand- oder Steinwüste, und da hat wohl noch niemand einen Luftkurort errichtet, und doch wäre dort im chemischen Sinn die reinste Luft zu finden.

Also man mache sich nicht lächerlich, wenn man auf der einen Seite das Luft- und Höhenkurwesen empfiehlt und in der Ordnung findet und auf der andern Seite über die verdünnten Arzneien der Homöopathen als einem „physiologischen Nichts" witzelt, spottet oder wettert. Ja ein Arzt, der einem Patienten eine Luftkur anempfiehlt, ist in doppelter Beziehung ein Homöopath 1. weil er seinen Patienten dem Einfluss homöopathischer Verdünnungen überantwortet. 2. Wenn er einem Menschen, der durch Aufenthalt in „schlechter unreiner" Luft krank oder erholungsbedürftig geworden ist, „gute reine" Luft verordnet, so handelt er ganz genau nach dem zweiten Grundsatz der Homöopathie „similia similibus curantur": Eine Krankheit, die durch dicke unreine Luft entstanden ist, wird durch verdünnte reine Luft geheilt.

Nun noch einiges zur Sache! Die reine Luft führt uns noch wo anders hin, wo wir „Reinheit" verlangen. Wenn ein Viehhalter in seinen Stall tritt, was hält er für das Hauptkennzeichen, ob derselbe „rein" ist? Doch die Beschaffenheit der Luft, die er mit der Nase prüft? Ist die Luft rein, so ist es unbedingt auch der

ganze Stall, und wenn diese nicht rein ist, so wird der Stall auch dann nicht für rein erklärt, wenn das Auge zunächst nichts sieht. Also das erste und letzte Urteil über die Reinheit der Stallluft fällt die Nase. Nun wird doch niemand behaupten wollen, dass man in der Luft eines Stalles, die jeder für rein erklären wird, „Nichts“ riecht? Das zeigt handgreiflich: Reinheit ist ein positiver Eindruck zunächst auf den Geruchssinn und dann durch Einatmung auf den Gesamtkörper und geht aus von hochverdünnten flüchtigen Stoffen.

Vom reinen Zimmer gilt natürlich dasselbe; wenn es noch so rein aussieht, das Auge nichts entdeckt, erklären wir es ohne weiteres für unrein, wenn seine Luft nicht rein ist. Von einem Menschen gilt wieder das Gleiche; wenn er noch so tadellos aussieht und stinkt dabei, so ist er ein unreiner Geselle, aber nun behaupten zu wollen, ein reiner Mensch rieche nach „nichts“, das bringt nur ein deutscher Philister fertig.

Wenden wir uns nun zum reinen Wasser. Dass das unreine Wasser schlecht, gesundheitsschädlich ist, bezweifelt niemand, auch dass reines Wasser gesund, belebend, erquickend und erfrischend ist, allein was ist dasjenige reine Wasser, das wir zum Trunk haben wollen? Vielleicht das destillierte Wasser des Apothekers? Da würde sich jeder für den Trunk bedanken, denn das schmeckt bekanntlich abscheulich.

„Ja warum?“

Erstens weil das, was dem Quellwasser den „reinen Geschmack“ giebt, bei der Destillation herauskommt, es sind das ausser der Kohlensäure die bei der Verdampfung den Kesselstein bildenden nicht oder wenig flüchtigen erdigen und salzigen Bestandteile. Ist ein Wasser reich an solchen, so ist es unrein, hart, schlecht. Fehlen sie ihm ganz, so ist es fad, leer. Es muss von diesen Stoffen haben, aber je weniger es davon hat, je reiner es ist, desto gesünder und besser auch im Geschmack ist es. Daraus folgt doch klar, dass „rein“ nicht gleich „Nichts“ ist, sondern auch hier ist es eine homöopathische Verdünnung von Stoffen, die in grösseren Mengen schlecht wirken, aber auch nicht fehlen dürfen, wie das im destillierten Wasser der Fall ist. Nun und welche Wasser sind die reinsten, d. h. enthalten die geringsten Mengen von Kesselstein bildenden Stoffen? Die anerkannt heilkräftigsten aller unserer Heilquellen, wie Wildbad, Gastein und ähnliche, bei denen nicht bloss die

Menge dieser Feststoffe, sondern durch die Erhitzung auch die Menge der flüchtigen Stoffe auf das geringste Mass gebracht ist, also beide Stoffgruppen die höchste Verdünnung erlangt haben: das Belebende, Erfrischende, für manche Kranke sogar zu stark Aufregende dieser hochgefeierten kräftigendsten aller Heilquellen sind: homöopathische Hochpotenzen, und der Arzt, der auf der einen Seite seine Patienten in diese sogenannten „indifferenten“ (ein gründlich falsches Wort) Heisswasserbäder schickt und andererseits die Homöopathie verspottet, macht sich genau so lächerlich, wie der mit Luft kurierende Homöopathenfresser.

Zweitens, um wieder auf das destillierte Wasser zu kommen, ist dieses aus folgendem Grund so schlechtschmeckend.

Jedes Wasser, das an Orten mit schlechter Luft stehen gelassen wird, zieht die schlechten Luftgase mit Begierde an und „steht ab“, wie man sagt. Im lebendigen Wasser, wo Pflanzen wachsen, entziehen diese dem Wasser diese Stoffe wieder und reinigen es auf diese Weise, im toten Wasser, wie es das destillierte ist, dagegen fällt das fort, das bleibt „abgestanden“, diese Anziehung übler Gerüche übt nun das Wasser ganz besonders energisch, wenn es vorher ausgekocht, luftfrei gemacht wird, und das geschieht beim Destillieren. So ist denn dieses Wasser keineswegs chemisch rein, sondern ist so reich an Übelriechendem und -schmeckendem, dass wir uns weigern, dasselbe zu trinken.

Also um zu wiederholen: Das Reine im Wasser ist ebenso wenig „Nichts“, als das „Reine“ in der Luft. Beides sind: homöopathisch verdünnte Stoffe, die man im einen Fall riecht, im andern schmeckt.

Nun will ich bloss noch Einen Verbrauchsartikel, der gegenwärtig fast in so grosser Menge wie das Wasser getrunken wird, das Bier, besprechen, denn das bildet den geeigneten Übergang zum nächsten Kapitel, weil hier die Begriffe „rein“ und „fein“ schon in einander fliessen.

Die Leute meinen gewöhnlich, um ein reines, feines Bier zu erhalten, genüge es, sich aller anderen Zusätze ausser Malz und Hopfen zu enthalten, und wenn das Bier nicht rein und fein schmecke, so sei eben der Brauer schuld durch fremde Zusätze, die er gemacht. Erklärt der letztere „das Wasser sei schuld“, so lacht der Philister ihn aus und sagt „Wasser ist Wasser“. Der Brauer hat aber völlig recht: wenn sein Wasser unrein ist, und das homöopathisch verdünnte Etwas, das dem guten Wasser seinen Reinheits-

geschmack giebt, fehlt, so mangelt dem Bier etwas, auch wenn er es noch so gewissenhaft und sorgfältig bereitet hat. „Rein“ ist auch hier nicht „Nichts“.

II. Feinheit.

Dass „Feinheit“ und „Reinheit“ neben einander feil haben, beweist der Sprachgebrauch. Man stellt sie neben einander, man braucht das eine für das andere, z. B. feine Luft statt reine Luft; mit beiden ist gleichmässig der Begriff des Guten, Angenehmen, Zuträglichen verbunden. Nun wir werden sehen, dass auch sachlich beides auf das Gleiche hinauskommt.

Das zeigt sich zunächst in der physiologischen Wirkung: gerade wie das „Reine“ wirkt auch das „Feine“ belebend, erfrischend, erholend, aufrichtend, anfeuernd, gesundend, und auch im Gegensatz herrscht Übereinstimmung: Das „Unfeine“, Grobe, Schwere, Massive wirkt ebenso lähmend, ermüdend, schliesslich krankmachend wie das „Unreine“. Man kann natürlich auch von einem „feinen“ Wein so viel trinken, dass die Lähmungserscheinungen des Rausches auftreten, allein, dass — bei gleichem Alkoholgehalt — von „feinem“ Wein weit mehr getrunken werden kann, bis Berauschungs-Lähmung eintritt, als von einem „unfeinen“, jungen Wein, ist doch so bekannt, dass der sich lächerlich machen würde, der es bestreiten wollte. Warum heisst man denn einen „jungen“ Wein „gefährlich“ und warnt insbesondere die Kranken davor, während man ihnen „alten“ Wein geradezu als Arznei, aber natürlich nur in kleiner Gabe verordnet? Doch weil im jungen Wein eine Schädlichkeit ist, die dem alten fehlt.

Doch wir wollen hier sofort auf die Frage losgehen, was das „Feine“ ist, denn gerade beim Wein, überhaupt den gegorenen Getränken, lässt es sich am klarsten ermitteln.

Wie wird aus dem rohen, unfeinen, jungen Wein ein feiner alter Wein?“ Wir verstehen dabei unter dem „jungen“ Wein nicht den unvergorenen Most, sondern Wein, bei dem die Gärung abgeschlossen und kein unvergorener Zucker vorhanden, ja der bereits von der Hefe abgezogen ist. Aus diesem wird ein feiner Wein einfach durch die Zeit, und was geht in dieser Zeit vor sich? Man wird antworten: „es entstehen in dieser Zeit die „feinen“ Bouquete.“ Allerdings, aber diese sind durchaus nicht etwa neu sich bildende chemische Stoffe, sondern sind lediglich

nichts anderes, als die homöopathischen Verdünnungen der Fuselöle[1]) des jungen Weines, die diesen so gefährlich machen. Wer in einen gefüllten Weinkeller geht, der riecht, dass hier Wein ist. Das ist doch bloss möglich, wenn der Wein fortgesetzt von seinen Riechstoffen an die Luft abgiebt. Dieser Geruch ist anfangs massiv, unfein; je länger der Wein liegt, um so feiner wird er. Das Feine ist nicht „Nichts", der Wein verriecht im Fass nicht, er verliert keinen einzigen seiner Riechstoffe, sondern jeder derselben büsst nur einen Teil ein, so dass das, was im Wein zurückbleibt, immer weniger, verdünnter wird, und dieser verdünnte Rest der Riechstoffe ist das „feine Bouquet".

Dass der Verfeinerungsprozess des Weines nicht auf der Erscheinung eines ganz neuen Stoffes beruht, beweist ganz besonders der Flaschenwein. Bekanntlich füllt man den Wein erst in die Flasche, wenn die Gärung ganz abgeschlossen ist und die Hefe sich vollkommen abgesetzt hat. Was lehrt uns nun die Flasche?

1. Wenn man von dem gleichen Wein, der in die Flaschen gefüllt ist, eine andere Portion im spundvollen Fass aufbewahrt, so überzeugt man sich bald, dass der Verfeinerungsprozess im Fass raschere Fortschritte macht, als in der Flasche, während ebenso gewiss ist, dass der Schwund aus ersterem grösser ist als aus der Flasche. Das zeigt uns, dass der Verfeinerungsprozess auf einem Verlust, einer Verminderung gewisser Bestandteile des Weins beruht, und diese ist natürlich für das, was von denselben im Wein zurückbleibt, eine Verdünnung nach Art der Homöopathie. In der Flasche, aus der der Wein nicht so leicht Stoffe an die Luft abgeben kann, ist naturgemäss die Verfeinerung verlangsamt.

2. Dass trotzdem der Wein in der Flasche mit der Zeit immer feiner wird, wenn auch langsamer als im Fass, ist eine Thatsache, die niemand bestreiten kann. Wenn aber jemand sagen würde, das beweise eben, dass die Verfeinerung keine stoffliche Verminderung, sondern eine stoffliche Veränderung sei, weil ja durch den Flaschenverschluss nichts herauskönne, so steht dem die Thatsache entgegen, dass es in jedem Flaschenkeller, wenn

---

[1]) Dass dem so ist, kann jeder leicht probieren, wenn er Fuselöl mit reinem Weingeist in gleicher Weise verdünnt, wie der Homöopath seine Arzneien: erst bei der 5. Verdünnung (1 : 100,000 oder 1 Tropfen auf 5 Liter) hat er Weinbouquet d. h. etwas Wohlriechendes aber noch Aufregendes; etwas eigentlich Feines, Mildes dagegen erfordert noch höhere Verdünnung. Unter den Weinfachleuten ist das jetzt auch bekannt und zugestanden.

auch aller Wein in Flaschen verschlossen ist, doch fortgesetzt nach Wein duftet, wenn auch natürlich nicht so stark als im Fasskeller, und wer an einer verschlossenen Flasche sogar schon vor Abnahme der Stanniolkappe, jedenfalls aber nach Entfernung derselben, oben am Kork den Wein nicht riecht, hat keine Nase; selbst durch Siegellackverschluss riecht man den Wein. Andererseits würde jemand die Weinflaschen so zuschmelzen, wie eine Thermometerröhre, so würde er die Erfahrung machen, dass der Verfeinerungsprozess von Stund an aufhört.

3. Die Flasche ist noch in anderer Richtung belehrend. Viele Weine, besonders die roten, setzen an der Innenwand der Flasche einen Niederschlag ab, und jeder weiss, dass der Wein um ein gut Stück „feiner" als vorher ist, wenn dieser Satz ausgefallen ist. Das zeigt uns den Verfeinerungsvorgang wieder als eine stoffliche Verminderung, denn es ist klar: der Stoff, der den Absatz bildet, war vorher im Wein aufgelöst, aber ebenso klar sollte sein, dass nicht alles herausfällt, sondern ein „feiner" Rest zurückbleibt.

Wollte jemand auch jetzt noch behaupten, die Verfeinerung der Getränke beruhe auf der Entstehung neuer Stoffe, so kann man dem die „Schnäpse" vor die Nase rücken. In einem Getränke, das so alkoholhaltig ist wie Cognac, Rum, Arak u. s. w., die bekanntlich auf alles Lebende vernichtend, also die Zersetzungsprozesse ausschliessend wirken, findet doch keine chemische Veränderung, jedenfalls keine durch Gärung statt. Trotzdem unterliegen sie dem Verfeinerungsvorgang ganz genau ebenso und unter denselben Bedingungen, wie die alkoholärmeren Getränke. Und hier wäre noch einmal das Bier zu erwähnen. Der jedem Biertrinker wohlbekannte Unterschied zwischen jungem und altem Bier beruht auf dem gleichen Vorgang, der Bouquetverfeinerung durch Verflüchtigung, wie beim Wein.

Dem, der es auch so noch nicht glaubt, kann man Tabak und Cigarren vorrücken. Hier beruht es allerdings zuerst auf einer stofflichen Veränderung, wenn viele Raucher eine „frische" Cigarre einer nicht mehr frischen vorziehen, allein wenn Tabak und Cigarren ihre Frische verloren haben, dann vollzieht sich wieder ein Verfeinerungsprozess, der die alte abgelagerte Cigarre und ebensolchen Tabak wertvoller macht als zuvor, und hier kommt doch sicher nichts Neues hinzu, worüber ein einfacher Versuch belehrt. Die Verfeinerung bei Tabak und Cigarren verlangt, dass beides trocken ist, also in einem Zustand, welcher chemische

Veränderungen möglichst ausschliesst; bewahren wir umgekehrt Cigarren oder Tabak in einem nur mässig feuchten Zustand vollends unter Luftabschluss, so treten chemische Veränderungen auf, aber nicht zum Vorteil einer solchen Ware, sondern zum entschiedenen Nachteil, sie wird unfein, grob, beissend u. s. f. „Luftig und trocken", also Bedingungen, welche chemische Prozesse ausschliessen und die Verminderung der flüchtigen Stoffe ermöglichen, sind für die Verfeinerung der Raucherware unerlässlich.

Der eine Weg, wie auf dem Gebiet der Genussmittel etwas „Feines" entsteht, ist somit die „Lagerung" unter Bedingungen, welche den flüchtigen Stoffen die Möglichkeit geben, an Menge abzunehmen (ohne dass der Gehalt zu sehr vermindert wird) und das „Feine" ist der Rest dieser Stoffe, der um so „feiner" ist, je geringer seine Menge, und der Besitz der Feinheit ist ganz unabhängig von dem Gehalt, da dieser von andersartigen, weniger oder nicht flüchtigen Stoffen gebildet wird. Vom leichtesten Wein so gut wie vom stärksten Cognac verlangen wir im Interesse unseres Wohlbefindens „Feinheit" d. h. den Besitz von hochverdünnten „homöopathisch feinen" Stoffen, und das können wir einfach auf dem Wege der Verflüchtigung erzeugen.

Ein anderer Weg, wie „Feines" hergestellt wird, ist der der Mischung. Wie entsteht z. B. ein feiner Champagner? Dadurch, dass man demselben von einem möglichst „alten", also durch Lagerung hochverfeinerten Cognac „ein ganz klein wenig" (einen Kaffeelöffel voll) beimengt, also das bereits feine noch einmal verdünnt.

Wie entsteht eine feine Suppe? Etwa dadurch, dass wir von irgend einem Gewürz oder Suppenkraut *viel* nehmen? Gewiss nicht, das gäbe eine „ordinäre" Suppe. Hiefür gilt das gleiche Rezept wie für die Hochgebirgsluft: Man nehme vielerlei Gewürze und Kräuter, aber von jedem nur ganz wenig, dann hat die Suppe einen „vollen" Geschmack und ist doch fein. So ist es mit allen durch Mischung entstehenden Speisen: sollen sie durch Beisätze fein gemacht werden, so dürfen diese nur in ganz kleinen Mengen bestehen, und eine stärkere Wirkung wird nicht dadurch erzielt, dass wir diese Menge vergrössern, sondern dadurch, dass wir die Zahl der Zusatzstoffe (die natürlich in entsprechender Harmonie stehen müssen) vergrössern. Ich erinnere hier z. B. nur an den „Maiwein"; soll der „fein" werden, so nimmt man nicht eine grosse Menge Waldmeister, sondern fügt dem in gewöhnlicher

Menge zu nehmenden Waldmeister alle die zahlreichen anderen bekannten Frühlingspflänzchen bei, aber jedes nur in ganz kleinen Mengen; sobald man vom einzelnen zu viel nimmt, wird der Trank „unfein".

Kehren wir nun noch einmal zur Verfeinerung durch Verflüchtigung zurück und greifen eines der gewöhnlichsten pflanzlichen Nahrungsmittel heraus, die Kartoffel. Jeder weiss, dass es sehr „feine" Kartoffeln und eben so sehr „unfeine" giebt. Gewöhnlich denkt man dabei an die verschiedenen Sorten, also an qualitative Unterschiede in den Geschmackstoffen; solche giebt es natürlich so gut wie beim Obst, aber ebenso richtig ist, dass die ganz gleiche Kartoffelsorte je nach dem Boden einen ganz verschiedenen Feinheitsgrad erhält, und dass es hiebei hauptsächlich auf die Durchlässigkeit des Bodens ankommt. Kartoffeln aus schwerem speckigem Lehmboden schmecken stets — mag die Sorte sein, wie sie will — „grob, ordinär, unfein" im Vergleich zur selben Sorte, die im lockeren Sandboden gewachsen ist. Ganz genau dasselbe gilt von allen Wurzelfrüchten, wie gelben Rüben, Meerrettig, Sellerie, Schwarzwurzeln u. s. f. sowie von den Spargeln. Hier liegt doch nichts näher, als den Grund im gleichen zu suchen, wie beim Wein: der lockere luftdurchlässige Boden gestattet diesen Wurzelfrüchten durch Verflüchtigung ihre spezifischen Riechstoffe zu verfeinern, während undurchlässiger Lehmboden dem hindernd in den Weg tritt, also der gleiche Unterschied, wie beim Fasswein und Flaschenwein.

Warum haben alle Wurzelfrüchte im Vergleich zu den Baumfrüchten etwas Rohes, Unfeines? Warum riecht an jeder Wurzelpflanze die Wurzel grob, ordinär, im Vergleich zum Blatt und vollends zur Blüthe? Naheliegend doch nicht blos desshalb, weil es sich hier um verschiedenartige Stoffe handelt. — Denn Grob und Fein findet sich bei jedem Stoff — sondern darum, dass die oberirdischen Pflanzenteile in Luft und Licht ihre spezifischen Stoffe durch Verflüchtigung verfeinern können, während den Wurzeln in der Erde dies lange nicht im gleichen Grade möglich ist.

Wie erzeugt man eine feine Milch? Wenn man die Kühe auf den mit zahlreichen verschiedenartigen Pflanzen bewachsenen Gebirgsmatten in freier reiner Luft weiden lässt. Im Vergleich zu der groben ordinären Milch des mit einförmigem oder gar noch in Gärung begriffenem, also massive Düfte enthaltendem Futter in der Stinkluft des Stalles gefütterten Stallviehes ist die Alpenmilch

fein, weil das Vieh seinen eigenen Körperduft auf dem Weg der Verflüchtigung verfeinert, dasselbe mit den Riechstoffen des Darminhaltes geschieht und weil von den zahlreichen Pflanzenarten her, deren jede an und für sich schon „fein“ ist, und von denen je nur eine verhältnismässig kleine Menge genossen wird, ein reicher Strauss homöopathisch und zwar hoch verdünnter Riechstoffe der Milch sich mitteilt. Also auch hier Verflüchtigung die Quelle der „Feinheit“ und zwar unbeschadet des Gehaltes, denn Alpenmilch ist trotz der grösseren Feinheit gehaltreicher als Stallmilch.

Woher beziehen wir einen „feinen Fisch“? — Aus reinem Wasser, wo die Duftstoffe seines Körpers, seines Darminhaltes eine hohe Verdünnung erfahren, und im Wasser selbst nur hochverdünnte Stoffe vorhanden sind, während jeder Fisch, mag er heissen, wie er will, wenn er aus unreinem, mit konzentrierten Stoffen beladenem Wasser kommt, „unfein“, ordinär ist.

Das Gleiche wie von Milch und Fisch gilt vom Fleisch der Schlachttiere. Das feinste Fleisch isst man da, wo Weidegang stattfindet, und in der Zeit, in welcher das Vieh im Weidegang sich befindet. Beim Stallvieh sind alle die Stoffe, die den Geschmack und Geruch des *Fleisches bilden, zu konzentriert, und deshalb ist* ihr Fleisch unfein gegenüber dem feinen Fleisch des in freier, reiner Luft befindlichen, seine Duftstoffe durch Verflüchtigung verfeinernden Weideviehes. Also nicht, weil in Milch und Fleisch des Alpen- und Weideviehes und im Fisch aus reinem Wasser ein Stoff in grösserer Menge vorhanden ist, als in Milch und Fleisch des Stallviehes und im Fisch aus unreinem Wasser, ist ersteres besser, feiner als letzteres, sondern umgekehrt, weil die vorhandenen Stoffe zu feinen Bouquetten verdünnt sind.

Jede Konserve, die in eine luftdichte Kapsel aus Metall, Glas oder Porzellan eingeschlossen ist, schmeckt und riecht grob, unfein, im Vergleich zu derselben, die so aufbewahrt ist, dass sie ihre flüchtigen Stoffe durch Abgabe an die Luft verfeinern kann, weshalb anhaltender und übertriebener Gebrauch solcher Konserven, und seien sie sonst noch so sorgfältig gemacht, immer Gesundheitsstörungen erzeugt.

Ein Käse, der in Stanniol eingewickelt ist, hat stets einen gemeinen, giftigen, unfeinen, rohen Geschmack und Geruch gegenüber einem luftig aufbewahrten, und sollte von keinem verständigen Menschen gemacht und gegessen werden. „Feiner“ Käse entsteht nur in gut gelüfteten Kellern und bei luftiger Aufbewahrung und

Verpackung. Büchsenfleisch kann nie mit luftig konserviertem in Wettbewerb treten und wirkt auf die Dauer stets gesundheitsstörend.

Wenden wir uns nun zu einem dritten Weg der Verfeinerung, dem durch Kochen. Es ist einem eigentlich völlig unbegreiflich, dass so alltäglich geübte Dinge, wie das Kochen eines ist, ganz ohne Einfluss auf das Verständnis so kapitalwichtiger Fragen wie der vorliegenden geblieben sind; aber natürlich: in die Küche zu gehen und von der Köchin etwas zu lernen, das ist für eine so vornehme griechisch-lateinische Dame, wie die Wissenschaft ist, viel zu gemein, und wenn sie jemand auffordert, die Nase aufzumachen und zuzuriechen, so macht sie den Mund auf, reckt die Zunge heraus und höhnt „Seelenriecher", was mir fortgesetzt begegnet. Doch zur Sache.

Sehe man der Köchin zu, wie sie ein grünes Gemüse fein macht. Sie kocht es zuerst in Salzwasser und dann — giesst sie das Wasser mit allem, was sich darin gelöst hat, weg! „Himmel, welche Verschwendung!" „Ja, Herr, wenn das nicht wegkommt, schmeckt das Gemüse scharf, roh, unfein!" Also Stoffverminderung, Verdünnung macht fein.

„Feines Sauerkraut?" „Das Sauerkraut wird um so feiner, je länger man es kocht oder je öfter man es aufwärmt." Da kommt doch nichts dazu, sondern es geht fortwährend etwas fort — was? der Krautgeruch, von ihm gilt: je weniger, desto besser, feiner!

Es wird niemand einfallen, eine Kartoffel roh zu essen, sie schmeckt abſcheulich und ist geradezu ungesund und was geschieht beim Kochen? da kommt doch nichts dazu, sondern geht blos etwas fort und zwar, wie man sich leicht überzeugen kann, eben die Riech- und Geschmackstoffe, die für die Kartoffel spezifisch sind, und die Feinheit der gekochten Kartoffel beruht auf der Anwesenheit des verdünnten Restes und nicht auf „Nichts". Man schmeckt doch immmer noch, dass es eine Kartoffel ist. Viele Pilze sind roh oder samt dem Saft gegessen geradezu giftig. Zieht man dagegen den Saft ab, so sind sie geniessbar. Der Giftstoff ist doch das Spezifische dieser Pilze und das ist *nach dem Kochen immer noch* da, sonst hätte der gekochte Pilz seinen spezifischen Geschmack nicht mehr und den hat er ja doch noch immer; also durch Stoffverminderung, Verdünnung ist aus Gift etwas Bekömmliches geworden.

Warum erlaubt man dem Kranken eine Weinspeise, während man ihm das Weintrinken verbietet? Warum findet man einen Glühwein feiner, als den Rotwein, aus dem er gemacht ist? Weil durch die Erwärmung und das Kochen der Wein feiner wird und doch wohl durch gar nichts anderes, als dass der Duft des Weines, den man ja beim Kochen überlaut riecht, vermindert, also verdünnt wird. — Überhaupt zu was sich hier ins einzelne verlieren: Was riecht man in der Küche nicht bloss, sondern im ganzen Hause, ja sogar auf der Strasse, wenn drinnen gekocht wird? Doch den spezifischen Duft der Speisen, des Fleisches, des Gemüses, der Gewürze u. s. f., also, was geht denn da vor? Doch ganz genau dasselbe, was dem Wein im Fass geschieht: die Duftstoffe werden ausgetrieben und hiedurch zur Verfeinerung gebracht.

„Ja, das ist ja aber noch lange keine so grosse Verdünnung, wie sie der Homöopath bei seinen Arzneien macht!"

Warum nicht? Erstens, welche Sorte von Stoff ist es, die wir beim Essen und Trinken fein haben wollen? In allererster Linie der Stoff, der den spezifischen Geschmack und Geruch des Gegenstandes bildet, also z. B. beim Sauerkraut der spezifische „Sauerkrautduft", beim Hammelbraten der spezifische Hammelbratenduft. Nun frage man doch den Chemiker, wie viel von diesem im rohen Kraut oder Fleisch vorhanden ist, und da wird man erfahren, dass schon das so wenig ist, dass man bereits im rohen Zustand etwas Homöopathisches vor sich hat, und nun rechne man den kolossalen Verlust beim Kochen und Braten dazu, da entsteht doch etwas genügend Homöopathisches [1]).

Betrachten wir die Sache umgekehrt. Wenn wir von einer Speise, z. B. einem Gemüse, sagen: „es schmeckt roh, massiv!"

---

[1]) Wenn man die Analysen der Nahrungsmittel durch die Chemiker ansieht, so findet man die spezifischen Stoffe in der Regel gar nicht ziffermässig aufgeführt. Wenn sie überhaupt berücksichtigt sind, so stecken sie mit zahlreichen anderen, mehr oder weniger überall vorkommenden Stoffen in der Rubrik „Extraktivstoffe". Die Gesamtmenge dieser Extraktivstoffe beträgt bei den Gemüsen, z. B. Rüben (abgesehen von den Salzen und dem Zucker) nur 4 Teile auf 10000. Nehmen wir an, dass das Spezifikum den vierten Teil derselben ausmachen würde, so hätten wir bereits im rohen Gemüse das, was der Homöopath die 4. Verdünnung nennt. Da nun das Spezifikum gerade das Flüchtigste ist, so erleidet es beim Auslaugen und Kochen relativ die grössten Verluste, so dass wir nicht fehl gehen werden, wenn wir den Verdünnungsgrad mindestens als fünfte, wenn nicht sechste Potenz (d. h. 1:100000 oder 1:1000000) schätzen.

Welchen Stoff meinen wir dabei? Doch gewiss wieder den spezifischen Stoff, z. B. den Spinatgeschmack, den Kohlgeschmack u. s. f. Und noch einmal: Welche Stoffe bilden denn den massiven, uns unangenehmen Duft während der Zubereitung in der Küche? Doch gewiss wieder eben die spezifischen Stoffe, die wir nachher beim Essen noch riechen und schmecken wollen. Also es geht beim Kochen nicht etwas fort, was wir ganz weg haben wollen; wir wollen den spezifischen Geschmack und Duft, nur nicht massiv, sondern fein.

Während wir den massiven Kochduft verabscheuen, nicht nur in der Küche selbst, sondern sogar wenn er, natürlich dann schon erheblich verdünnt, in unsere Wohnzimmer gelangt, finden wir uns, wenn der feine Braten, die feine Suppe, das feine Gemüse auf dem Tisch serviert wird, von dem feinen Duft aufs angenehmste berührt. Ist das keine belebende Wirkung, die vom feinen Duft der Speisen ausgeht? Und ihr Homöopathenfresser! Ist das nicht die verlästerte homöopathische Potenzierung, die eure Köchinnen Tag für Tag unter euren Augen und euren Nasen — pardon Nasen habt ihr ja nicht! — treiben? Scheltet ihr eure Köchin nicht, wenn sie euch eine Speise unfertig, unfein, roh auf den Tisch stellt? Soll das, was jeder vernünftige Mensch von jedem Trank und jeder Speise verlangt, dass sie fein, wohlriechend, wohlschmeckend sei, von der Arznei nicht gelten? Ist die belebende, anregende Wirkung, die vom Feinen in Speise und Trank ausgeht, für die Arznei, für die Kranken vom Übel? Woran fehlt es dem Kranken? Am Leben fehlt es ihm, also muss er „belebt“ werden. Ist es nicht Wahnsinn, einem Kranken, der ohnedies am Ekel leidet, ekelhafte Arzneien, die kein Hund fressen würde, zu geben, und so das Übel ärger zu machen? Ist das homöopathische Prinzip der Verdünnung, dem die ganze Welt in Küche und Keller huldigt, auf einmal ein Unsinn, wenn es in der Apotheke auch geübt wird? Das Labsal des Gesunden, das „Feine“, „Reine“, „Gute“, soll man das dem Kranken entziehen und ihm dafür „Dreck“ reichen? O heilige Einfalt! So weit hat es unsere im Dunkel der Schulen, Werkstätten und Folterkammern hausende Wissenschaft vom Leben gebracht, dass ihr all das täglich Geübte, von jedermann Begehrte zur „Thorheit“ geworden ist. Das ist der Fluch dafür, dass sie anstrebt, eine „Geheimpriesterschaft“ zu sein, die ihre Nebenmenschen beherrschen will.

Ich schliesse dieses Kapitel mit folgendem Erlebnis:

Das von mir erkannte Naturgesetz von den Beziehungen von Stoff, Kraft und Raum liegt genau auf der gleichen Ebene, wie das bekannte, anfangs so verlachte, jetzt die Grundlage der Theorie der Physik bildende Mayersche Gesetz von der Erhaltung der Kräfte, bildet eine notwendige Konsequenz und Ergänzung desselben, ist ebenso wichtig für die Deutung der Erscheinungen, ebenso kurz und knapp wie letzteres und ebenso gemeinverständlich und einfach. Das Urteil über meine diesbezügliche Veröffentlichung [1]), das mir in Leipzig ein solch angehender Geheimpriesterling ins Gesicht sagte, war: „oberflächlich". Während der Weise sagt: „simplicitas sigillum veritatis" (die Einfachheit ist der Stempel der Wahrheit), ist für den modernen Gelehrten das Einfache, Gemeinverständliche „oberflächlich"; interessant und wichtig und wertvoll nur „das schwierige Problem", die verwickelte Sache, die man ohne höhere Mathematik und die Kenntnis der Geheimsprachen nicht herausbringt.

III. Spur.

Hier komme ich mir gleich von vornherein als „Prediger in der Wüste" vor, und ich habe mich lange besonnen, ob ich dieses Kapitel überhaupt schreiben soll. Handelt es sich bei „Reinheit" und „Feinheit" um etwas, was in aller Leute Mund ist, was in der Umgebung aller Menschen, auch der Kulturmenschen, geübt und verlangt wird, wovon sich jeder Tag für Tag selbst überzeugen kann, so betrete ich mit dem Wort „Spur" ein Gebiet, vor welchem dem „naturfremd" gewordenen Kulturmenschen mit wenig Ausnahmen der Verstand ganz still steht, so dass man hier gar nicht mehr vom „allgemeinen Menschenverstand" reden kann, denn es ist eben das Gebiet, in dem heutzutage eigentlich nur noch der „allgemeine Tierverstand" zu Hause ist. Für den Gelehrten führt dorthin vollends gar kein Weg, denn diesen hat ihm der Chemiker, der ihm in stofflichen Fragen allein Autorität ist, vollständig abgegraben; für den Chemiker ist „Spur" gleich „Nichts", also ist sie auch für den Physiologen „Nichts". Die einzigen Menschen, bei denen ein gewisses Verständnis hiefür gefunden wird, sind die Naturmenschen, die zählen aber nicht mit, und die „Jäger", denen glaubt man aber nichts. Es ist ein eigenes Verhängnis des Kulturmenschen, das ihm die Schule bereitet hat. Im Interesse der Unantastbarkeit des viel

[1]) Siehe Encyklopädie der Naturwissenschaften, Abteilung: Zoologie, Anthropologie etc. Bd. 4 pag. 558 (E. Trewendts Verlag, Breslau 1886).

gerühmten, so teuer und mühsam erworbenen Schulsacks hat man dem „Geschulten“ den einzigen Weg, auf dem ihm noch etwas Naturverständnis zufliessen könnte, mit dem Wörtchen „Jägerlatein“ verdächtigt und ist jetzt sicher, dass kein Lichtstrahl aus der Natur die ägyptische Finsternis des Schulsackes beleuchtet. So stolpert nun der arme Kerl keuchend unter der Last seines Sackes mit seinem leiblichen Teil führerlos in der Natur herum, hört nichts, sieht nichts, riecht nichts und denkt nichts, begeht Sünde um Sünde gegen die Natur, bis diese den Stoffel satt hat und ihn von der Bildfläche verschwinden lässt.

Doch zur Sache: Während also „dem gemeinen Menschenverstand“ die „Spur“ „Nichts“ ist, bedeutet sie dem „gemeinen Tierverstand“ „Alles“. Das oberste, allgemeinste, wichtigste, was jedes bewegliche Tier ebenso verlangt, wie jeder Mensch das Reine und Feine, ist die „Spur“. Ohne die Spur ist kein freies Tierleben möglich, ohne sie findet das Tier keine Nahrung, keinen Gatten, keinen Genossen, ohne Spur kann es keinen Feind vermeiden. Im Tierreich geht alles, was mobil ist, der Spur nach; Selbsterhaltung sowie Fortpflanzung, die beiden obersten Lebenszwecke der Tierwelt, sind bei einer Masse von Tieren ohne das Vorhandensein der Spur einfach unerreichbar.

Diesmal wollen wir nun nicht zuerst die physiologische Wirkung der Spur erörtern, sondern zuerst die Frage erledigen: „Was ist die Spur, die das Tier leitet?

Hiebei denkt der „Geschulte“ natürlich zuerst an etwas Sichtbares, weil viele Lebewesen unter gewissen Umständen sichtbare Spuren hinterlassen, allein man braucht nicht weit zu gehen, um klar zu merken, dass das, was ein Tier auf der Spur oder Fährte leitet, durchaus nicht der Augenschein ist. Ein Hund vertieft sich nie in das Studium der Form von der Stiefelsohle seines Herrn und vergleicht damit den Abdruck desselben in Schnee oder Kot, wie das allenfalls der Polizeimann bei der Diebsfährte macht, und doch folgt er der Spur seines Herrn mit unbedingter Sicherheit überall, auch auf dem harten Stein, dem völlig trockenen Boden, wo nicht das Geringste sichtbar ist, folgt ihr bei Nacht genau so sicher wie am Tage und macht seinen Herrn durch die Zimmerthüre hindurch ausfindig. Ja der Herr braucht nicht einmal den Boden berührt zu haben, er ist mit einem Wagen, oder mit der Eisenbahn, ja mit einem Flussdampfer, wie ich einen Fall weiss, davon gefahren: ein treuer Hund mit feiner Nase findet ihn doch. „Ja das

sind Ausnahmshunde!“ Allerdings ein Kalfakter von Hund thut es nicht, der läuft, wenn er den Herrn verloren, dem nächsten Besten zu, das liegt jedoch auf einem andern Gebiet, dem geistigen: er will nicht, aber das Können besitzt mehr oder weniger jeder Hund und vollends jedes freilebende Tier, dessen Existenz von dem Aufnehmen und Einhalten der Spur abhängt.

Also das wesentlichste der „Spur“ ist etwas Riechbares, ein eigenartiger spezifischer, ja das Einzelwesen vollkommen kennzeichnender Stoff, und seine Menge? Doch nichts anderes als eine äusserst winzige, eine homöopathische Dosis? Wie winzig ist die Menge dieses Stoffes, die überhaupt ein Mensch erzeugt; hievon hängt wieder nur ein winziger Teil an der Stiefelsohle, von dieser wird wieder nur ein ganz kleiner Teil an die Trittspur abgegeben und wie gering ist erst der Teil davon, der an einer einzigen Trittspur hängt, wenn der Vorrat an den Stiefeln ausreicht, um bei einem Menschen, der den ganzen Tag fortläuft, noch die letzte Trittspur damit zu versehen (bei 50 Kilometer giebt das 60 000 Tritte). Ferner: Wenn der Stoff nicht flüchtig wäre, könnte das Tier ihn nicht riechen, und bei allem, was flüchtig ist, findet eine fortgesetzte Verminderung der Menge statt. Trotzdem riecht das Tier die Spur nicht bloss nach Stunden, sondern, wenn nicht Regen oder Schnee gefallen, sogar noch nach mehreren Tagen, also nach einer Zeit, in welcher die anfangs schon winzige Menge sich noch ganz ausserordentlich vermindert hat. Endlich braucht der Spurverfolger nicht einmal die unendlich kleine Menge von Stoff, die an der Spur haftet, sondern es genügt ihm das, was er davon wegriecht, was wieder nur ein winziger Teil von dem ist, was dort liegt. Wenn das nicht eine genügend hohe homöopathische Verdünnung ist, dann weiss ich nicht, was eine solche sein soll. Oder ist es nicht eine homöopathische Hochpotenz des spezifischen Menschenstoffes, was ein Hirsch in die Nase bekommt, der einen Menschen unter dem Wind auf 1000 Schritte wahrnimmt? Wenn das durstige Kamel in der Wüste auf eine Entfernung von Dutzenden von Kilometern das Wasser des Brunnens wittert, ist da nicht eine homöopathische Hochpotenz im Spiel?

„Ja das mag ja sein, dass das Tier so winzige Mengen, so homöopathisch verdünnte Stoffe noch riecht, aber daraus folgt doch nicht, dass sie der Mensch auch riecht.“

Ich habe mittels meiner sogenannten „Weinproben“, die ich in ca. 70 Städten des deutschen Sprachgebietes mit mehreren

Tausenden von Menschen abhielt, nachgewiesen, dass die trillionste Verdünnung des Menschenstoffes[1]), also eben desjenigen Stoffes, der den Hund auf der Menschenspur leitet, mit Ausnahme weniger Prozente von allen Menschen nicht nur gerochen, sondern sogar geschmeckt wird, und das gleiche Ergebnis erhielt ich bei Hunderten von Schülern und Zuhörern sogar mit der jenseits aller Vorstellung liegenden 500. Potenz von metallischem Gold. Also der Mensch kann das alles riechen, was ich sage, und wenn er den Versuch mit einer homöopathischen Apotheke macht, wird er finden, dass man die homöopathischen Arzneien bis in die Hochpotenzen hinauf samt und sonders nicht bloss überhaupt riechen, sondern am Geruch von einander unterscheiden und bei genügender Übung erkennen kann. Also der Mensch kann recht wohl, er will nur nicht, gerade wie ein Hundekalfakter seinen Herrn deshalb nicht findet, weil er nicht will.

„Ja das bleibt sich doch gleich, ob der Mensch etwas deshalb nicht riecht, weil er nicht kann, oder deshalb, weil er nicht will. Wenn er's eben nicht riecht, so kann es doch auch nichts wirken."

Zunächst beweist uns das Verhalten des Tiers zur Spur und die Thatsache, dass so verdünnte Stoffe, wie sie die Homöopathen gebrauchen, auch vom Menschen gerochen werden können, die völlige Irrtümlichkeit der landläufigen Behauptung, „so winzige Mengen seien ein physiologisches Nichts." Das Riechen ist doch ein physiologischer Vorgang so gut wie Hören und Sehen und etwas, was diesen Vorgang beim Menschen erzeugen kann, ist doch kein phy-

---

[1]) Ich habe demselben den griechischen Namen Anthropin (von anthropos der Mensch) deshalb geben müssen, um ihn wissenschaftlich salonfähig zu machen. *Mit welchem Erfolg, will ich hier nicht erörtern,* sondern nur das sagen: das oberste was die Heilkunst anstrebt, ist die Kenntnis des Spezifischen, die Kunst des Individualisierens und wenn man ein Handbuch der Physiologie ansieht, so findet man über „Spezifität" und vollends „Individualität" lediglich nichts. Der Graphologe studiert längst in der Handschrift die „individuellen Bewegungen"; als ich vor zehn Jahren die Physiologie aufforderte, dies ebenfalls zu thun und zeigte, dass und wie es gemacht werden könne, und dass sich hier ein Weg eröffne, um nicht blos das Wesen der Individualität, sondern auch das der Spezifität exakt zu studieren, wurde ich ausgelacht. Der Hund beweist, dass die Individualität auch etwas „Stoffliches" ist. Als ich das aussprach und diesen „Individualstoff" als „Anthropin" auf Flaschen gezogen auf den Tisch stellte, wurde ich von allen Seiten verhöhnt, in Oesterreich sogar die Polizei gegen mich aufgeboten, in dem gleichen Oesterreich, dem das „Frauenanthropin" (siehe unten) einige Jahre später einen Thronerben raubte.

siologisches Nichts? Ein „Nichts“ riecht man ebenso wenig, als man es sieht. Ferner ist die Behauptung, etwas, was man zwar riechen könnte, aber eben aus irgend einem Grund nicht rieche, wirke nicht auf den Körper, gänzlich falsch. Eines ist allerdings unerlässliche Vorbedingung für die Wirkung, nämlich dass es überhaupt in den Körper hineinkommt; dies thut es aber nicht bloss, wenn man es verschluckt, sondern es genügt schon die Anwesenheit desselben in der Einatmungsluft, um es zunächst in die Lunge, von da ins Blut und mit ihm zu allen Teilen des Körpers gelangen zu lassen. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob dieses Etwas, während die es tragende Luft über die Riechschleimhaut wegstreicht, beachtet worden ist oder nicht. Der Bewusstseinsakt, der zum Riechen gehört, ist allerdings nicht gleichgültig, weil er geistige Vorgänge und Handlungen hervorrufen kann, aber für die physiologische Wirkung des eingedrungenen Stoffes an und für sich ist er gänzlich überflüssig. Die Frage ist bloss die, ob dieser im Körper überhaupt wirkt und wie er wirkt.

Wer je ein Tier in dem Augenblick gesehen, wo es auf eine Spur stösst, ist keinen Augenblick im Zweifel, dass nicht bloss eine Wirkung überhaupt, sondern eine sehr auffällige stattfindet. Hat das Tier auch nur eine Nase voll von dem Spurduft eingesogen, so gerät es in den Zustand lebhafter Erregung und Belebung oder Spannung, entweder stürmt es auf der Spur leidenschaftlich dahin oder es lauert auf ihr in einer Spannung, der man die innere Erregung sehr gut ansieht.

„Ja das gilt nicht! Das ist einfach die Folge der Erinnerung, der Einbildung! Dem Tier tritt mit dem Geruch, den es kennt, die Erinnerung an die Beute oder Genossin vor das Bewusstsein, und die Begierde ist es jetzt, welche das Tier treibt, die Fährte aufzunehmen.“

Zugegeben: Bei den intelligenteren langlebigeren Tieren, die Gelegenheit und Fähigkeit haben, Erfahrungen und Erinnerungen zu sammeln, gesellt sich, aber doch erst, wenn das Tier auch Zeit gehabt hat, Erfahrungen zu sammeln, zweifellos ein geistiger Akt hinzu, aber wir beobachten ganz die gleiche Erregung auch bei solchen Geschöpfen, wo von angesammelter Erfahrung, Intelligenz, Erinnerung gar keine Rede sein kann, also z. B. bei einem frisch aus dem Ei geschlüpften Räupchen, oder einem frisch aus der Puppe kommenden Schmetterling.

„Halt, das ist wieder etwas anderes, das ist Instinkt!“

O, Sie Chinese! — Wenn nämlich ein chinesischer Arzt seinem Patienten eine Arznei beibringen möchte und sie nicht hat, dann schreibt er den Namen derselben auf ein Blatt Papier und lässt dieses den Patienten verschlucken. Da liegt gerade der Hund begraben; statt die Natur selbst zu studieren und zwar mit allen Sinnen und namentlich mit dem Sinn, der für das freie Tier das wichtigste ist, dem Geruchsinn, verbergen die Kulturmenschen ihre Unwissenheit hinter dem Wort „Instinkt". Wenn man sie fragt, was das ist, erhält man zur Antwort wieder eine Redensart, auf die kein Hund anbeisst: „anererbte Gewohnheit", kurz, wohin man greift, überall statt Sachen Worte, statt Natur Papier. Ich wiederhole aus meiner Entdeckung der Seele, „was Instinkt ist": Dass ein Lebewesen von allem abgestossen und lähmend beeinflusst wird, was ihm stinkt, und von allem erregt und angezogen wird, was ihm wohlriecht, und dass diesem Gesetz jedes Lebewesen, auch das, welches kein besonderes Riechorgan mehr besitzt wie ein Ei oder Infusorium, ja jede lebendige Zelle, noch untersteht. Denn bei den Lebewesen ohne Geruchsorgan, wie bei den Pflanzen, den niederen Tieren und den Gewebszellen des Leibs höherer Tiere, tritt an die Stelle des „Riechens" d. h. der Sinnesempfindung das Gemeingefühl, und deshalb ist die allgemeinste Fassung der Erklärung von Instinkt: „Alle Lebewesen werden abgestossen und gelähmt von Stoffen, bei deren Eindringen in die Säftemasse Unlustgefühle entstehen, und belebt und angezogen von allen Stoffen, die in solchem Fall Lustgefühle erzeugen. Wo ein Riechorgan vorhanden ist, sehen wir es als den wichtigsten „Instinktsinn", um dieses Wort zu gebrauchen, amtieren und finden folgenden Zusammenhang zwischen Gefühl und Geruch: Alles, was ein Unlustgefühl erzeugt, riecht dem betreffenden Tier schlecht und umgekehrt: was einem Tier stinkt, erzeugt bei der Einatmung ein Unlustgefühl. Der gleiche Zusammenhang besteht für Lustgefühl und Wohlgeruch."

Also um stoffliche Beziehungen und physiologische Wirkungen von Stoffen handelt es sich bei den Erscheinungen des Instinkts, und warum der Wissenschaft dieses Gebiet mit sieben Siegeln verschlossen ist und war, ist ja ganz klar: beim Instinkt handelt es sich in erster Linie um die Nase und die haben die Herrn nicht, bezw. sie wissen nichts damit anzufangen; in zweiter Linie handelt es sich um die Wirkung kleinster Mengen, homöopathischer Dosen, und ich möchte denjenigen Zoologie-Professor sehen,

der den Mut hätte, in seiner Vorlesung die Erscheinungen des Instinkts auf die Wirkung homöopathischer Mengen zu schieben. Früher wäre er wegen ähnlicher Ketzerei wirklich gesteinigt oder verbrannt worden, jetzt würde er es von unseren machthabenden Homöopathenfressern zwar ebenfalls, aber nur in effigie, hier aber um so gründlicher, so dass ihm nichts übrig bliebe als der Rückzug vom Katheder.

Doch zurück zur Sache: Wenn einem frisch ausgekrochenen Räupchen, das auf ungeniessbarer Haftfläche sitzt, ein Blatt seiner Futterpflanze so weit genähert wird, dass der Duft desselben, der doch gewiss eine sehr hohe homöopathische Verdünnung eines Stoffes ist, das Räupchen erreicht, so gerät es in die gleiche Aufregung, wie ein Hund oder Fuchs, wenn er an der Spur wittert, und doch hat das Räupchen sein Futter noch nie gesehen, unter Umständen auch nie gerochen, selbst nicht als Embryo durch die Eihaut hindurch, und von Verstand und Erfahrung ist doch bei einem Raupensäugling entschieden noch weit weniger die Rede als bei einem Menschensäugling, den wir ja in dieser Beziehung schon für tadellos, unschuldig halten.

Hunger und Liebe erhalten das Weltgetriebe. Wir haben bisher immer bloss den Hunger aufmarschieren lassen. Nun soll auch noch die Liebe kurz daran kommen, denn auch von dieser versteht unsere Kathederweisheit die Hauptsache nicht.

Betrachten wir die Schmetterlinge. Am besten eignen sich hiezu Nachtschmetterlinge, z. B. Schwärmer oder Spinner, wie der im Frühjahr überall in unseren Laubwäldern häufige Buchenspinner. Bei diesem fliegt das Weibchen, trotzdem es Flügel hat, gar nicht, sondern es bleibt ruhig neben der Puppe, aus der es gekrochen, am Stamme sitzen. Hat man nun ein noch lediges Weibchen entdeckt und beobachtet jetzt die gelben, im Wald herumgaukelnden Männchen und zugleich den Windzug, so wird man nicht lange zu warten haben, bis ein unter dem Wind oder quer dazu herangaukelndes Männchen unter Umständen schon auf 30 bis 40 Schritt Entfernung ebenso, wie man sagt, „herumgerissen“ wird, wie ein revierender Jagdhund, wenn er einen Hasen oder Hühner „in die Nase bekommt“, und im Sturm fliegt das Männchen dem Stamme zu, an dem die Quelle dieses doch gewiss homöopathischen Duftes sitzt. Wo ist denn da Wissen, Erfahrung, Kenntnis? Das Männchen hat noch nie ein Weibchen gesehen und gerochen, ja wenn wir uns an die Nachtschmetterlinge wenden, so ist klar, dass

der Gesichtssinn gar keine Rolle spielen kann, denn das Männchen sieht ja nichts. Wem das noch nicht genügt, dem weise ich eines der stets ungeflügelt bleibenden Spinner- oder Spannerweibchen vor. Ein solches kann ja von dem zugehörigen Männchen mit dem Gesichtssinn gar nicht als seinesgleichen erkannt werden, ja nicht einmal als Schmetterling. So ein Weib vom Frostnachtspanner sieht aus wie eine Spinne und ein ungeflügeltes Weib der beiden Bürstenbinderarten (Bombyx antiqua und gonostigma) sieht gar aus wie eine Riesenwolllaus oder gar nicht wie ein lebendes Geschöpf, sondern wie ein braunes oder graues Wollklümpchen, oder gar wie ein Schmutzklex. Trotzdem diese unheimliche Zugkraft und beim Männchen diese Aufregung, erzeugt durch eine homöopathisch verdünnte Menge des spezifischen Geschlechtsduftes.

Wem endlich die „Nase“ noch Skrupel macht, den führe ich noch weiter hinab: Bringt man in Seewasser, welches die Samenfäden einer Seetierart enthält, ein Ei des betreffenden Tieres, so geraten die Samenfäden, die doch gewiss keine Nasen haben, in die gleiche Aufregung, wie ein Schmetterling auf der Spur seines Weibchens und der Hund auf der Spur einer brünstigen Genossin. Dass das Gesetz auch von den Pflanzen gilt, beweisen uns diejenigen Pflanzen, bei denen, wie bei den Farren, die Befruchtung des Eies ebenfalls durch bewegliche, den Samenfäden der Tiere gleichende Befruchtungskörper vollzogen wird: diese geraten durch den Duft des Eies in die gleiche Aufregung.

Und nun machen wir noch einmal den Sprung vom niedersten Lebewesen zurück zum höchsten, dem Menschen: da stossen wir bei dem Kapitel „Liebe“ auf das Wörtchen: „Kuss“. Was ist das?

Hier stehen die Ochsen nun wieder vor dem gleichen Berge, wie immer, wo es sich um das alltägliche, in aller Leute Mund befindliche, von jedermann begehrte Lebensbedürfnis handelt. Über die „Rohheiten“ der Liebe sind die Herren von der Wissenschaft natürlich haarklein orientiert, und über alles das, was hiebei mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist oder wenigstens bedeckt sein sollte, schreiben sie die dicksten Bücher und waten unbedenklich in jeden Sumpf, aber über das, was offen alle Welt thut und im Mund führt, was das am allgemeinsten Begehrte und am häufigsten Gewährte ist — da schweigt sich die Wissenschaft immer aus. Oder ist der Kuss nicht der couranteste Liebesartikel? Ihn tauschen ja nicht bloss Männlein und Weiblein hundertemal öfter

aus, als den rohen Geschlechtsgenuss, sondern er ist auch ein allgemeiner Brauch zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern und, wenn auch nicht überall, zwischen Freunden.

„Warum küssen sich die Menschen?“ lässt Scheffel den Kater Hiddigeigei fragen. Verehrtester Herr Scheffel, der Kater weiss ganz genau, warum er seine Schöne leckt, aber Sie wissen es nicht, warum sich die Tiere lecken und die Menschen küssen, und wenn Sie alle physiologischen Lehrbücher nachschlagen — Sie finden nicht einmal das Wort; „denn das wäre doch zu lächerlich und geschmacklos, in einem „gelehrten“ Buch über das „Küssen“ zu schreiben, das überlassen wir den Romanschreibern und Dichtern.“

Nun, verehrtester Herr Dichter! was wissen Sie vom Kuss?

„O, der Kuss ist süss, ihre Lippen schmecken wie Honigseim und Zuckerbrot und ihr Atem duftet wie Arabiens Wohlgerüche!“

Sehr schön gesagt! Ist's aber auch wahr und buchstäblich so?

Der Dichter stutzt, er stammelt etwas von „poetischen Metaphern und Hyperbeln“ und anderem „Griechischlatein“ und drückt sich ab. Er hat zwar auch schon geküsst, aber er hat das gerade so gemacht, wie derjenige, der beim Essen die Zeitung liest, beim Trinken über Politik und Klatsch redet, und beim Rauchen an alles denkt, nur nicht an seine Cigarre, entweder hat er beim Küssen gar nichts gedacht oder hat er Hintergedanken oder Nebengedanken dabei gehabt. So ist es überhaupt beim Menschen: Je öfter jemand etwas thut oder benützt, um so weniger denkt und beobachtet er dabei. Das Tier dagegen lebt nur in der Sinnenwelt und der Welt des Thatsächlichen und Stofflichen und vernachlässigt bei nichts, was es thut, den Sinneseindruck. Das Tier leckt den Gegenstand seiner Zuneigung, sein Junges, seinen Gatten und Genossen, weil der gütige und weise Schöpfer aller Dinge dafür gesorgt hat, dass die Haut aller Lebewesen einen für die Artgenossen wohlschmeckenden und ätherisch feinduftenden, für Art, Alter und Geschlecht, ja bei den höher gearteten Geschöpfen sogar für das Einzelwesen eigentümlichen, moschusähnlichen Stoff in winzigster Menge absondert, weil in einem solchen das sicherste Band der vom Schöpfer gewollten, im Dienste der Selbst- und Arterhaltung stehenden Verbände von Lebewesen liegt, und der Gegenstand des Leckens der Tiere ist dieser wohlschmeckende „Liebesstoff“. Sollte dies nun nicht auch der wenn auch unbewusste Gegenstand sein, wegen dessen sich die Menschen küssen? Sollte der Schöpfer sein höchstes Geschöpf so stiefmütterlich behandelt haben, dass er

ihm allein diesen Genuss und diese Wohlthat versagt hätte? Unmöglich und thatsächlich nicht so! Man lege doch einmal den dummen Menschen ab und untersuche so sachlich, wie das Tier leckt, oder so sachlich, wie ein Weinkenner einen Wein prüft, die Lippen des geliebten Gegenstandes mit den zwei Instinktsinnen Geschmack oder Geruch, so findet man klar und unwiderleglich, für jedermann erkennbar, dass der Dichter doch buchstäblich wahr gesprochen, dass die Lippe wirklich süss schmeckt, und je reiner um so süsser, und Atem wie Haut wirklich und wieder je reiner um so aromatischer duften, und dann weiss man, warum die Menschen sich küssen.

Warum vergleicht man in allen Sprachen die Mädchen und Frauen mit Blumen und giebt ihnen Blumennamen? Nicht wahr deshalb, weil sie nicht duften? „Ja das ist künstlich!“ Natürlich! genau so künstlich wie der Duft, mit welchem bei allen Säugetieren, Vögeln, Reptilien, Fischen, Insekten, Krebsen, Würmern u. s. f. das Weibchen sein Männchen anlockt. Ja, es geht gar nichts über die Logik und den Merks eines Kulturphilisters! Und dann eben deshalb, weil das eine Sache ist, die alle Menschen schmecken und riechen können, weil es also kein Besitz eines Geheimwissens werden kann, deswegen will der „Gelehrte“ nicht bloss nichts davon wissen, sondern er lacht und verspottet den, der es wagt, einer solchen Sache auf den Zahn zu fühlen. Und nun erst die gewöhnliche Sorte der Zeitungsschreiber! Jede Lascivität ist bei ihnen zulässig, aber eine ernste Erörterung? Pfui Teufel!

Und auf der andern Seite: Was verlangt denn die Menschheit mit Recht von dem Naturforscher? Möglichsten Aufschluss über die menschliche Natur und das, was sie treibt und regiert nach ihrer leiblichen Seite. Gut! Dazu gehört doch der ganze Mensch und alles, was er thut, und da soll man nun etwas nicht prüfen dürfen, das ein Gegenstand so elementaren Verlangens und so viel geübt ist, wie der Kuss. Ist denn der vielleicht eine blosse Zeremonie, die wir dem Kulturhistoriker überlassen sollen und können? Mit dieser Behauptung wird man bei Liebenden schön ankommen. Diese sagen: „Der Kuss ist ein „Bedürfnis“, ein „Genuss“ und keine „Zeremonie!“ und beim Lecken der Tiere von Zeremonie zu sprechen, ist noch lächerlicher. Oder sollen wir vielleicht den Kuss dem sog. „Psychologen“ überlassen, wie wir es mit dem „Gedanken und Willen“ thun? Gehört denn der Kuss auf das „geistige“ Gebiet? Bilden wir uns das Küssen bloss

ein? Küssen wir vielleicht in die Luft? Der Kuss gehört doch zu den leiblichen und leibhaftigen Thätigkeiten von Körper zu Körper, gehört also — wenn er überhaupt wissenschaftlich geprüft und erörtert werden soll — in das Gebiet des Naturforschers.

Weiter: ist denn der Kuss bloss ein Ornament der Geschlechtsliebe, eine Einleitung zum eigentlichen Geschlechtsakt, und kann er deshalb von der Forschung ignoriert werden? Durchaus nicht, der Kuss ist noch viel häufiger Selbstzweck, ist ein biologischer Akt, wie alles „Geniessen“, und die Lippe an sich ein Genussmittel, so gut wie der Champagnerkelch. Nun, das eine sollen wir prüfen dürfen, das andere nicht? Verrückte Welt! Narrenhaus!

Endlich: Selbst wenn der Kuss ein blosses Ornament der Geschlechtsliebe wäre, sollen wir Naturforscher uns bloss mit den „Rohheiten“ der Liebe beschäftigen und bloss über sie Bücher schreiben dürfen? Auf der einen Seite wirft man uns vor, dass wir uns „im Morast wälzen“, und wenn wir uns zu den Finessen erheben wollen, dann heisst's: Hand weg!

Doch wir müssen wieder zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe, der homöopathischen Verdünnung. Wie gross ist wohl die Menge der süssen Lippenabsonderung, die bei einem Kuss geraubt wird? Sie liegt doch unter allen Umständen hoch in der Reihe der homöopathischen Verdünnungen? Wenigstens möchte ich den Chemiker sehen, dem es gelänge, auch wenn man ihm den ganzen für ein Bataillon von Küssen ausreichenden Vorrat von Liebesstoff auf einer Frauenlippe auf einmal zu nehmen gestattete, diesen Stoff in irgend einer wägbaren Menge darzustellen? Und von diesem unwägbaren Etwas enthält der einzelne Kuss wieder nur einen winzigen Bruchteil.

Wir kommen beim Kuss sogar noch weiter in der Leiter der homöopathischen Verdünnungen, wobei wir aber, um objektiv zu sein, wieder mit dem Tiere beginnen wollen.

Das Tier leckt, also küsst nicht bloss das von ihm geliebte Lebewesen, sondern es leckt sogar die „Spur“, wenn es zum Gegenstand nicht gelangen kann.

„So etwas kann doch nur ein Tier thun!“

Dann gehen wir einen Schritt weiter. Von Naturvölkern ist bekannt, dass Mann und Weib, wenn sie sich auf länger trennen müssen, sich gegenseitig kleine Stückchen getragener Stoffe aushändigen, und dass sie dann während der Trennung einen Genuss dabei finden, sie zu beschnüffeln und zu küssen. Dass an solchen

Gegenständen die „Spur“ des betreffenden Individuums haftet, ist doch klar: wenn sie schon auf dem flüchtig und nicht einmal direkt berührten Fussboden haftet, so hängt sie doch gewiss auch an Gegenständen, die ein Mensch länger getragen oder mit den Händen ausgiebiger berührt hat, und dass das so ist, darüber belehrt uns der apportierende Hund oder das Benehmen des Fuchses am schlecht verwitterten Schlageisen. Also das Lecken resp. Küssen der „Spur“ ist, wie uns der Wilde zeigt, durchaus nicht bloss tierisch, sondern auch menschlich. Freilich wenn wir uns zum Kulturmenschen wenden, scheint es zu hapern. Das Austauschen von Andenken zwischen getrennten Liebenden ist ja hier auch üblich so gut wie bei dem Wilden; aber ich bin überzeugt, wenn man hier den Mann fragt, so hat er erstens nicht die geringste Ahnung davon, dass an der Handarbeit, die ihm seine Braut geschenkt, an dem Brief, den sie ihm geschrieben, „Spuren“ d. h. ein riechbares Etwas derselben hängt, trotzdem dass jeder Hund das bestätigen würde, und zweitens fällt es ihm nicht im Traum ein, das Ding einmal küssen oder beschnüffeln zu wollen. Aber der Mann, der das hier Geschriebene liest und eine Frau hat, besonders eine solche, von der er weiss, dass sie feinsinnig und feinfühlig ist, der frage doch einmal seine Frau, was sie mit den Sachen, die sie von ihm im Brautstand erhielt, gemacht habe. Er wird zehn gegen eins erfahren, dass die Frau ihm zum mindesten um eine „Nasenlänge“ über ist, und dass es auch unter uns noch Wilde giebt, die die Spur küssen und recht gut wissen, was sie thun.

Doch wir brauchen ja hier durchaus nicht bis zur „Spur“ zu gehen, der Kuss ist ja selbst dann ein „homöopathischer“ Genuss, wenn er von der Lippe geholt wird.

Und nun zur physiologischen Wirkung des Kusses! Wir müssen hier zweierlei gegenüberstellen, die Finesse, den Kuss, und das derbe, den Geschlechtsakt. Darüber besteht doch lediglich kein Zweifel, dass der letztere lähmend, deprimierend, schwächend, verstimmend wirkt. Gerade das Gegenteil ist die Wirkung des Kusses: er belebt und erregt, elektrisiert, kurz, er hat ganz dieselbe Wirkung, wie wir sie bisher bei jeder homöopathischen Dosis gesehen haben, bei der „Spur“, beim „Feinen“ und beim „Reinen“, und man könnte nur die Frage aufwerfen, ob nicht in diesem Fall die belebende und erregende Wirkung von der „Einbildung“, kurz von den mitspielenden geistigen Einflüssen ausgeht?

Dass die Einbildung alle diese physiologischen Erscheinungen

hervorbringen kann, ist völlig unbestritten, allein man sehe einmal von dem Gebiete ab, auf welchem die Gedankenwelt eine so grosse Rolle spielt, und beachte z. B. eine Mutter, die ihr Kind küsst! Hier spielen doch die Gedanken keine solche Rolle und doch ist die Wirkung die gleiche: Erregung, Belebung, und vollends beim Tier, das sein Junges leckt und dieselbe Erregung und Belebung zeigt, wie die küssende Mutter, wird man doch nicht an erhebliche geistige Beeinflussung denken wollen, denn wir finden hier keinen Unterschied zwischen dem einfältigsten und dem geistig höchst stehenden Tiere: alle „lecken“ oder „schnäbeln“ je nach ihrer Art und die Wirkung ist überall die gleiche.

Alle Welt spricht vom „Zauber der Liebe“, beleuchten wir das doch einmal mit dem gesunden Menschenverstand und fragen was ist das? Ist das — Anatomie? die ist ja überall und das Charakteristischeste des Liebeszaubers ist eben das eigensinnige bis zum Wahnsinn und Selbstmord treibende „Individuelle“ „diese und keine andere, lieber sterben!“ Ist das Schönheit, überhaupt etwas, was man sehen kann? Wenn es das wäre, warum wird dann die Liebe blind genannt, und warum liebt man sich dann am liebsten im Dunkeln, wo man nichts sieht? Schönheit? werden denn bloss die „Schönen“ geliebt? Durchaus nicht und andererseits giebt es selbst unter den „Schönen“ solche, die keine Gegenliebe erwecken: die kalten Schönen. Schönheit kann man sich ja malen lassen, sogar noch schöner als sie ist, wie käme da einer auf den tollen Einfall, sich zu erschiessen, wenn er eine bestimmte Schöne nicht haben kann: er brauchte sie sich ja nur malen zu lassen. Und der Kuss? Wenn die „Schönheit“ das Küssenswerte wäre, so müsste man ja auch jedes schöne Ölgemälde und jede schöne Bildsäule küssenswert finden. Kurzum, man mag mit dem gesunden Menschenverstand hinleuchten, wo man will, man kommt überall zum Ergebnis: der Liebeszauber kann 1. von nichts ausgehen als von etwas Stofflichem, von Form und Gestalt Unabhängigem, ja von etwas, was sich auch der umgebenden Luft, gebrauchten Gegenständen u. s. f. anhängt, materielle Spuren hinterlässt; 2. es muss ein Stoff sein, den dieses bestimmte Einzelnwesen ganz allein besitzt und kein anderes. „Giebt es denn das überhaupt?“ Gewiss, das beweist uns ja der Hund mit der Spur.

„Also soll der Liebeszauber von dem individuellen Menschenstoff ausgehen, der den Hund auf der Fährte leitet, von dem Stoff, den Sie „Anthropin“ genannt haben?“

Natürlich, das ist so ungeheuer natürlich und so einfach, dass das dem verschrobenen problemeschmiedenden Menschenhirn viel zu dumm und daneben — viel zu homöopathisch ist.

Also für den gesunden Menschenverstand predigt das Gebiet der Liebe die hohe Bedeutung, physiologische Macht und Lebenswichtigkeit des homöopathisch verdünnten Stoffes ganz genau ebenso, wie alles, was wir in Befriedigung des Hungers thun. Das geistige Gebiet wollen wir nicht betreten, obwohl der „feine Kopf" im Gegensatz zur „massiven Dummheit" ein ganz würdiger Gegenstand der Untersuchung mit Rücksicht auf unsere Frage wäre. Somit sind wir „durch" und ziehen das Ergebnis:

Das so verlachte und verspottete Verdünnungs- und Potenzierungsgesetz, dem die Homöopathen folgen, ist nicht bloss, wie ich in meiner ersten Schrift darlegte, vor dem Forum der zwei hier in Betracht kommenden Wissenschaften, der Physik und Physiologie, vollständig und siegreich zu rechtfertigen, sondern auch das Gebiet des alltäglichen Lebens, die Erfahrung von jedermann, das was ohne Widerspruch allseitig geübt wird, bringt, wenn man es einfach an der Hand des gesunden Menschenverstandes durchmustert, ein solch erdrückendes, von allen Seiten der Lebenslehre zusammenströmendes Beweismaterial zu Gunsten dieses Teils der Homöopathie und liefert für die offizielle Homöopathenfresserei ein so vernichtendes, niederschmetterndes Urteil, dass man immer wieder und wieder staunend sich fragen muss: Wie ist es möglich, dass der Mensch in seinem Wahn sich so weit verirren, so hartnäckig auf seinem Irrtum beharren, Tod und Teufel, Polizei und Gerichte zu seiner Verteidigung herbeschwören, Ströme von Tinte, Berge von Druckerschwärze und Papier verbrauchen und alle Schleussen der Beredsamkeit öffnen kann, um das zu bekämpfen und als Unsinn zu brandmarken, worüber der gesunde Menschenverstand und die tägliche Praxis noch niemals im Zweifel gewesen sind? Man kann nur mit dem Dichter in den Ausruf einstimmen:

> Jedoch der schrecklichste der Schrecken
> Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Ja! und werden die Homöopathenfresser, die das lesen oder denen man das vorhält, die Augen bezw. Nasen aufmachen und beschämt von dannen gehen und sprechen: „Herr vergieb mir, ich wusste nicht, was ich that." O Gott nein! Sie werden erst recht wettern und zetern, von Unsinn, Verrücktheit und andern Redensarten triefen und — die Alten bleiben. Einen Gelehrten zu belehren, ist so

wenig möglich, als einen Mohren weiss zu waschen. Sein Irrtum ist nun einmal sein mit ihm gross gewordenes Steckenpferd, und er geht lieber zu Grunde, als dass er sich dasselbe nehmen lässt. Und die Ungelehrten? das giebt es in Deutschland nicht, hier ist jeder gelehrt oder hält sich wenigstens dafür. Gegen Belehrung ist jeder geölt, nur der eine mehr, der andere weniger, und daher wird die Zahl derer, denen obiges zu Herzen geht, wie allemal, eine herzlich geringe sein. Was ist Wahrheit? Was ist mir Hekuba! Heute frägt einer höchstens, wenn er überhaupt fragt: „Giebt's was dabei zu verdienen?" „Nein!" „Dann Adjeu!"

Schluss.

Über den Hauptgegenstand des Vorstehenden braucht es kein Wort mehr, hier heisst es: Facta loquuntur! und wer die Sprache der Thatsachen nicht versteht oder verstehen will, dem kann man auch nicht mit Redensarten beikommen. Aber das Nebenthema, welches das Vorstehende als roter Faden durchzieht, erfordert noch eine Bemerkung. Dieses Thema ist die Stellung des Kulturmenschen zur Natur.

Wo sind die alten Kulturen und Kulturvölker und -Werke von Babylon, Ninive, Jerusalem, Altägypten, Athen, Alexandria, Alt Rom, Carthago, Sevilla, Altmexiko u. s. f. hingekommen? Sie sind vom Erdboden verschwunden und haben uns nur Trümmer hinterlassen. Werden unsere heutigen Kulturstätten diesem Verhängnis entgehen? Gewiss nicht, aber daraus folgt nicht, dass wir „Hand im Sack" zusehen. Wir haben alle Ursache, nach den Gründen dieses Verhängnisses zu forschen und das dagegen zu thun, was wir vermögen. Da liegt nun folgendes offen auf der Hand:

Wer regiert Welt und Menschenleben? — „Gott und die Natur." — Von wem sind die untergegangenen Kulturstätten und Kulturvölker zerschmissen worden? — „Von der Hand Gottes durch Naturvölker." Warum? — „Weil die Kultur den Menschen Gott und der Natur entfremdet und diese Mächte ihrer nicht spotten lassen." Wie weit heute bei uns die Entfremdung von Gott gediehen ist, zu untersuchen, ist nicht meine Sache, aber als Naturforscher erhebe ich die Anklage wegen Naturentfremdung. Sie zeigt sich auf dem praktischen Gebiet darin, dass man überall die Natur durch Kunst verdrängen will, verführt durch die unbestreitbare Thatsache, dass die Natur von der Kunst entschieden

beeinflusst werden kann, aber ohne zu bedenken, dass die Natur stets Meister ist und sich nie absetzen lässt. Auf dem Gebiet der Lehre zeigt die Entfremdung sich darin, dass wir an die Stelle der Natur das Wort, das Buch, das Museum, das Laboratorium setzen, und dass das Spezialistentum das Verständnis für das, was das Wesentlichste der Natur ist, nämlich für ihre Einheitlichkeit, vernichtet hat nach dem Spruch des Dichters:

Dann hat er die Teile in seiner Hand,
fehlt leider! nur das geistige Band.

In Sachen dieses verhängnisvollen Zustandes Wandel zu schaffen, ist schwer, sehr schwer, davon kann ich ein Lied singen, da ich den Versuch gemacht, gegen diese Naturentfremdung in Gewerbe und Lehre anzukämpfen. Thut dies ein Naturforscher, so regnet es auf den Vermessenen Fusstritte von allen Seiten aus dem Heere der Naturverhunzer, Schmierer, Fälscher, Laboratoriums- und Parkettbodenforscher, und steht er vollends als Privatmann macht- und hilflos da, dann verzichtet er schliesslich und denkt: Lass dem Verhängnis seinen Lauf, du hältst es ja doch nicht auf!

Das die Rechtfertigung für den Pessimismus meiner Äusserungen über das Nebenthema und die Antwort auf die Bemänglung des Ausdrucks der gleichen Stimmung und Verzichtleistung in meiner Schrift „Die Homöopathie“, eine Bemänglung, die bei Besprechung der genannten Schrift in verschiedenen Zeitschriften laut geworden ist.

